

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 46. Jahrg. III.

1878.

Erscheint wöchentlich — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Eine Seereise und eine Auswanderung.

Von Dr. Adolf Douai.

III.

Als unsere Reisegesellschaft am Morgen das „gelobte Land“ betrat, wie es der Kapitän humoristisch benannte, warnte ich alle vor Wagenverderbniß. „Wir sind hier in einem halbtropischen Klima, und alle die gefährlichen Krankheiten, welche hier vorkommen, fangen mit Wagenverderbniß an,“ sagte ich. „Besonders ist vor südlichen Früchten und schlechten Getränken zu warnen,“ und mehr dergleichen. Allein bei unseren Geschäftsgängen durch die Stadt, auf denen wir mehreren Trüppeln unserer Landsleute begegneten, mußte ich zu meinem Verdrusse bemerken, wie sehr mein Rath in den Wind gesprochen war. Sie aßen und tranken von allem, was sie verkäuflich fanden, und zwar durcheinander. Wie Kinder waren sie darauf verfallen, alle neuen Genüsse sofort kennen zu lernen, und nach so langem Genuß der Schiffskost schien der Reiz, den die Bananen, Apfelsinen, Feigen, Datteln, Tomatoes (Liebesäpfel), besonders aber das elende Bier (aus Syrup, Hefe und Hopfen bereitet) auf sie ausübten, unwiderstehlich. Durch eigne Geschäfte am längsten in der Stadt aufgehalten, kam ich an den Hasen in dem Augenblicke, als die ganze Schaar aufgebrochen war, mich aufzusuchen, um mir zu klagen, daß der Kapitän ihre Weiterfahrt nach Indianola nicht, wie der Vertrag lautete, an einen Dampfer, sondern an ein elendes, kleines Segelschiff verdingen wolle.

„Das wird er nicht, wenn wir nicht wollen. Ich traue aber seinem Rathe mehr als unserm Wunsche; er wird am besten wissen, was ein sichres Schiff ist. Wir wollen uns aber erst einmal den Schoner besehen,“ sagte ich.

So gingen wir alle zusammen nach dem bezeichneten Segelschiffe; es war ein kleiner, zweimastiger Schoner von schmuckem Aussehen. Ich mußte den Leuten recht geben, daß wir darin wie die Haringe zusammengepackt sein würden, und bestand nun selbst darauf, daß wir an den einzigen im Hasen liegenden Dampfer vergeben würden, welcher nach Indianola bestimmt war. Den Kapitän des Schoners fand ich sofort bereit, unserm Lamke dessen Zusage zurückzugeben. „Sie werden es aber bedauern,“ sagte er ruhig, „nicht mit mir gefahren zu sein.“

„Ich glaube das selbst,“ versetzte ich; „aber was kann ich gegen alle?“

Und wir bedauerten es allerdings. Es war eine Nacht voll Angst und Sorge. Raun waren wir aus dem Hasen hinaus, als ein frischer Wind sich erhob, welcher uns fast ganz grade entgegenblies. Der Dampfer war nicht für die See gebaut,

sondern für die seichten, gefahrlosen texanischen Flüsse. Es war ein Flachboot ohne Kiel, auf welchem die Fracht und die Dampfmaschine ruhte. Darüber erhob sich, hoch auf dünnen Pfosten aufgethürmt, ein Ueberbau von zwei leichten Verdecken; da waren wir einquartirt auf Matrasen, während etwa zwei Duzend Amerikaner die Kabinen besetzt hatten. Mit aller Dampfkraft konnte sich dieser Riesensarg, der aber von außen sehr schmuck ausgehen hatte, nicht grade gegen den Wind halten, der ihn bald von rechts, bald von links traf; dabei krachte er fortwährend in allen Fugen. Unten im Raume wurde geheizt, wie in einer Hölle, und die Neger, denen das Besorgen der Maschine oblag, schienen mir gar bedenkliche Versicherer so vieler Menschenleben. Zum Glück war die Küste die ganze Nacht in Sicht und die Brandung schwach, weil die Küste genau in der Windrichtung hinlief. Im Falle des Untergangs des Dampfers mochte, obwohl wir nur ein leichtes Boot hatten, eine Rettung der Menschen denkbar bleiben. Es hat aber schwerlich einer von uns ein Auge zugethan.

Der erste Sonnenstrahl fand mich auf dem Oberdeck. Eine Gruppe von Amerikanern war mit seltsamer Spannung um ein Fernrohr beschäftigt, welches von einer Hand zur andern ging. Ich bemerkte durch dasselbe ein weit entferntes Segel, welches von vorn auf uns zukam, aber als Landratte weiter nichts, und hielt es nicht der Mühe werth, nach dem Grunde ihrer Spannung zu fragen, welche mit jeder Minute wuchs. Es war ein Schoner, der rasch nahe kam und jetzt bereits so dicht an uns vorbeisegelte, daß wir fast hätten hinüberspringen können. Und der Mann am Steuer rief mir freundlich Guten Morgen zu. Sofort erkannte ich ihn; es war derselbe Kapitän, mit welchem wir (und vermuthlich auch die Amerikaner) hatten fahren sollen. Er war, wie wir alle uns überzeugten, mindestens zwei Stunden später aus dem Hasen ausgelaufen, hatte die ganze Nacht durch gegen den widrigen Wind kreuzen müssen, hatte uns trotzdem vor Tagesanbruch weit überholt, war dann umgekehrt, um uns Guten Morgen zu wünschen, und legte dicht hinter uns wieder um, fuhr mit geringer Schwierigkeit an uns vorbei, ließ uns bald weit dahinten und kam uns, als wir bei Indianola landeten, mit dem schelmischen Grusse entgegen: „Nun, haben Sie es bereut oder nicht, daß Sie nicht mit mir gefahren sind?“ Ich gab ihm jede Genugthuung, welche in meiner Macht stand.

Wir — d. h. ich und der Wagner, von dem ich schon gesprochen — hatten uns von Deutschland einen gutgebauten Farmwagen und 27 Zentner Fracht mitgenommen, welche eine ganze

Farmwirtschaft einbegriffen. Jetzt wurde der Wagen zusammengekehrt, und die Fracht darauf geladen, so jedoch, daß vorn Sitzplätze für meine Frau und vier Kinder und zwei ledige Frauen blieben; darauf wurden zwei Pferde und zwei Maulthiere gekauft und davor gespannt. Wir hatten vorher mit dem leeren Wagen und vier Zugthieren eine Probefahrt gemacht, welche vorzüglich ausfiel, und da ich eine Anzahl Bauern den Lauf loben hörte, folgten wir wohlgenuth in die Steppe hinein, begleitet von drei Bauern, welche sich nicht von mir trennen mochten. Die übrige Auswandererschaaar hatte sich an deutsche Frachtfuhrleute, welche zwischen der Küste und den deutschen Ansiedlungen zu fahren pflegten, verbunden und war noch vor uns aufgebrochen. Ich hatte ihnen noch manche Warnungen und Rathschläge auf die Reise mitgegeben, bloß um später zu finden, daß sie fruchtlos geblieben waren, theilweise weil die Frachtfuhrleute sich dadurch beengt fanden und deshalb diese armen Leute in Sicherheit eingewiegt hatten.

Es war ein Hochgefühl, der Mitverantwortlichkeit für so vieler Menschen Sicherheit und Wohl überhoben und in einem freien Lande ein freier Mann zu sein, den heitern Himmel von Texas über, die endlose grüne Steppe unter, die herrliche Seebrise um, und lauter Familie und Freunde bei sich zu haben. In der That ließen sich die ersten zwölf Meilen (2 1/2 deutsche) vortrefflich an. Wir nachteten an der ersten Quelle, und wir führten vor allen Dingen unsere vier Zugthiere an den Fluß zum Saufen. Jeder von uns Männern hielt das seinige fest an einem langen Strick mit einem dicken Knoten am Ende, der nicht durch die Faust rutschen konnte. Sie joffen lange, als eines von ihnen einen schnaufenden Laut hören ließ. Im Nu waren alle vier wie mit einem Zauberstrich losgerissen und in die rasch sinkende Nacht hinein galoppirt. Es war nutzlos, daß wir jeder dem andern Vorwürfe machten, nicht fester gehalten zu haben; die Hauptsache war, die Thiere wiederzubekommen. Und mit dieser Sorge im Herzen sollten wir nun das erstemal im Leben unter freiem Himmel schlafen, was der guten Hausfrau garnicht angenehmer vorkam.

Vor Tagesanbruch ermunterte ich meine Gefährten, nach dem Gespanne auszugehen; ich folgte ihnen nach dem Feueranzünden auf dem Fuße. Da ich kurzichtig und selbst mit meinen Augengläsern kaum im Stande war, auf zwanzig Schritt Entfernung eine Kuh von einem Ochsen zu unterscheiden, geschweige denn unsere Pferde von anderen Pferden, mußte ich mich dabei ganz auf meine ländlich erzogenen Kameraden verlassen. Nach mehr als einer Stunde Suchens traf ich alle drei entmuthigt auf der Rückkehr — sie hatten keines der Thiere gesehen. Wir genossen unser Frühstück in trüber Laune, dann wandten wir uns an einen deutschen Frachtfuhrmann, der mit seinem Ochsenwagen und einem Dutzend unserer Auswanderer nicht weit von uns genachtet hatte. Er hatte die Thiere in drei Meilen Entfernung nach einer andern Seite zu gesehen. Wir theilten uns, um sie einzutreiben, und hatten endlich, nach etwa drei Stunden, mit unsäglicher Mühe sie zusammengetrieben, am Stricke erfaßt und an den Wagen gespannt. Wir merkten stündlich mehr, daß wir es mit vollständig wilden Thieren zu thun hatten, sogenannten Mustangs. Nur an einem der Maulthiere war eine schwache Spur zu erkennen, daß es einmal einen Sattel getragen hatte. Damals wimmelten die Prärien von Westexas noch von solchen wilden Pferden. Das waren trübe Ansichten.

Wir waren etwa zwei Meilen weiter gefahren, als es einem der Gefährten, namens Erler, der vom Sattelpferde aus lutschte, einfiel, den Sattel an einen andern abzutreten. Er hielt aber dabei nicht an. Da scheuten alle vier Bestien auf einmal und gingen im Galopp durch und von der Straße ab nach dem Fluße zu. Da ich hinter dem Wagen herging, konnte ich sehen, wie Erler, als er den Fuß aus dem rechten Steigbügel zog und im Sinken aufrecht stand, mit dem Oberkörper das Uebergewicht bekam, zwischen die Deichselpferde hinein und zu Boden fiel, zwischen

die Vorderräder, und bei der Umbiegung des Wagens zwischen das linke Vorder- und Hinterrad gerieth und regungslos liegen blieb. Ich mußte ihn liegen lassen und den andern beiden, welche verduht dastanden, zudonnern, mit mir zusammen dem Gespanne nachzulaufen. Der Fluß — er heißt Chocolat, von seiner Farbe — war nicht hundert Schritt zur Rechten entfernt, und die Thiere kamen, dem schweren Wagen zum Trost, ihm rasch näher. Drinnen kreischten die Frauen und Kinder um Hülfe; das brauchte es kaum, um mich zu verzweifeltstem Rennen anzuspornen — die Bestien hatten ja einen Vorsprung —, aber erst dicht am Fluße gelang es mir, das rechte Maulthier am Zügel zu packen und seitwärts zu reifen, während ein anderer das linke erwischte, und der Wagen stand still. Einen Augenblick später wären sie alle unrettbar verloren gewesen. Denn beim Sturz von einem zwölf Fuß hohen Ufer hätte sich die Ladung im Hintertheil des Wagens lösen und, auf die Frauen und Kinder stürzend, sie im tiefen Wasser und noch tieferen Schlamm so begraben müssen, daß wir höchstens ihre Leichen hätten retten können.

Aber bei der Erwägung einer so haarbreiten und so dringenden Gefahr sich aufzuhalten, dazu war keine Zeit. Sobald das Gespann wieder auf die Straße gebracht war, eilte ich Erlern zu helfen, wenn es anginge. Wir fanden ihn im Begriff, aufzustehen — aber ach! Die ganze Kopfhaut hing ihm im Nacken, so geschickt vom Schädel abgelöst, als hätte ein Indianer „mit drei geschickten Griffen“ den Stalp (Schopf) nehmen wollen und hätte sie am Hinterkopf wie eine Kapuze hängen lassen. War es schon ein halbes Wunder zu nennen, daß er mit dem Leben und übrigens ganz unverletzt zwischen den Rädern derselben Seite eines schweren Wagens hatte durchkommen können, so war nicht minder erstaunlich, was wir nun erlebten.

Wir standen noch immer rathlos um den Verwundeten, als ein Amerikaner in einem Buggy vorüberfuhr, der auf unsere Bitten ausstieg. Nachdem er die Wunde ohne alle Neußerungen des Erstaunens oder Bedauerns betrachtet hatte — ich hielt ihn deswegen für einen Wundarzt —, goß er aus einer Flasche in seinem Wagenfutter eine Flüssigkeit — es mochte Whiskey (Kornbranntwein) sein — über den Schädel, zog behutsam den Haarschopf darüber, bis er genau paßte, band ein Taschentuch fest darum, stieg, ohne ein Wort gewechselt zu haben, in sein Gefährt und rollte davon. Und diese Wunde — an welcher so viele in Indianerkriegen zugrunde gehen sollen — war binnen wenigen Wochen ohne alle weitere Behandlung geheilt; Erler ging munter neben dem Wagen her zu Fuß weiter, alle neun Tage, welche wir unterwegs waren, und das Erlebnis wurde in der Hitze der folgenden Abenteuer beinahe vergessen.

Die Frauen und Kinder waren an diesem Tage nicht mehr in den Wagen zu bringen, sondern begleiteten ihn zu Fuß, obgleich die Zugthiere sich übrigens ganz ordentlich ausführten. Das ging einige Meilen weit vortrefflich, zumal sich die Steppe stark belebt zeigte. Ein großes Rudel Hirsche kam muthwillig und neugierig immer näher auf uns zu, als wollten sie sagen: wir sehen's euch an, daß ihr hier nicht zuhause seid und uns nichts zuleide thun könnt. Diese herausfordernde Keckheit bewog mich, die Büsche hervorzuholen und auf den vordersten Bod loszudrücken. Es war mehr, um den Kindern, welche müde zu werden anfingen, einen Spaß zu machen, als in der Hoffnung auf Beute, und ich hatte selbstverständlich nicht getroffen. Ah, das prächtige Schauspiel, die schönen Thiere in nicht eben großer Eile, sondern wie Ballettänzer davonhüpfen zu sehen!

Ein Eichenwald, der schon aus weiter Ferne uns entgegenwinkt und frisches Quellwasser verheißend hatte, kam nur langsam näher. Die Hitze war beschwerlich; die wenigen Flaschen Wasser, welche wir vom Nachtquartier mitgenommen hatten, waren längst verbraucht, hatten aber bei ihrer großen Wärme den Durst eher verstärkt. Dieser wuchs denn bald in's Unerträgliche, und wir waren ganz erschöpft, als wir den Schatten des ersten Baumes erreichten.

Ein Dichter aus dem Volk und für das Volk.

Von S. Bitterklee.

Béranger ist so recht ein „arm pariser Kind“ gewesen, und er hat selbst die Zeit seiner Jugend in der von ihm hinterlassenen Selbstbiographie in ergreifender Weise geschildert. Diese Selbstbiographie ist ein außerordentlich wichtiger Beitrag zur Charakte-

ristik des großen Liederdichters und der sozialen und politischen Verhältnisse, während welcher er gelebt und aus denen seine ganze Dichtung herauswuchs. Ihre Glaubwürdigkeit betont er ausdrücklich in der Vorrede zur letzten, im Jahre 1833 veröffent-

lichten Sammlung seiner „Chansons“^{*)}, und jede Seite dieser Lebensbeschreibung bildet einen sprechenden Beweis für die edle Bescheidenheit ihres Verfassers, welche sich viele von den literarischen Tageslöwen unserer Zeit, die so oft ihren eigenen Ruhm verkünden und durch schändliche Reklame austrompeten lassen, zum Muster nehmen sollten.

Am 19. August 1780 in Paris geboren, ward unser Dichter zu einer Amme nach Auxerre gebracht.

„Die Amme hat mich im August
Sammt Geld und Bindeln übernommen.
Sie war gar schön und zwanzig just,
Bin mit ihr nach Auxerre gekommen,
Ergeh' es hart dir oder kind:
Ade, du arm pariser Kind!“^{**)}

So erinnert sich Béranger später dieser seiner Amme, welche ihn mit großer Sorgfalt und Zärtlichkeit behandelte und, obgleich sie sehr unregelmäßig bezahlt wurde, ihn nach drei Jahren nur mit schwerem und betrübtem Herzen an seinen Großvater zurückgab.

Dieser Großvater, „ein Schneider, mein armer und alter Großvater“, in dessen düstiger Stube der große Dichter das Licht der Welt erblickt hatte, spielt in den Chansons Bérangers eine der lebenswürdigsten Rollen, und mit reizvoller Naivetät hat ihn der Dichter später vor allem in dem Gedicht „Der Schneider und die Fee“ seine Muse, „die ihn beim Großpapa einst eingewiegt“, gegenübergestellt.

Warum er bei seinem „Großpapa“ und nicht im Hause seines Vaters geboren worden?

Er war eben „ein arm pariser Kind“, er hat seine Wiege gehabt „in dem Paris voll Gold und voll Elend“, in dem Paris, welches er doch geliebt hat mit dem ganzen Feuer des Franzosen, so daß er sagt: „Wenn man den Ort seiner Wiege wählen könnte, so würde ich Paris gewählt haben, welches nicht erst unsre große Revolution erwartet hat, um die Stadt der Freiheit und Gleichheit zu sein.“

Sein Vater war erst Schreiber in der Provinz gewesen und dann nach Paris gekommen, wo er bei einem Gewürzhändler Buchhalter ward. Fast dreißig Jahre alt, dachte er sich zu verheirathen. Ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, lebendig, artig, gut erzogen, ging alle Morgen an der Thür des Gewürzhändlers vorüber, um sich in ein Modemagazin zu begeben, wo sie arbeitete. Dieses Mädchen war die Tochter des Schneiders Champy, welcher außer ihr noch sechs andere Kinder besaß und seinem Schwiegersohn, dem Vater Bérangers nichts als gute Rathschläge mit in die Ehe geben konnte.

Schon nach sechs Monaten verschwenderischen Zusammenlebens trennten sich die beiden Gatten. Der Vater ging nach Belgien; die Mutter begab sich wieder zu ihren Eltern und beklagte wenig die Abwesenheit eines Mannes, für welchen sie niemals viel Leidenschaft empfunden hatte, obgleich er gut, lebenswürdig, munter und von einem angenehmen Aeußeren war.

Unter diesen Verhältnissen wurde Frankreichs größter Liederdichter bei seinem „guten, alten Großvater“ in der Rue Montorgueil, einer der unreinlichsten Straßen von Paris, geboren. „Wer hätte gedacht, daß ich die Wälder, die Felder, die Blumen und Vögel so sehr lieben würde?“ erzählt der Dichter in Erinnerung an seine damalige Umgebung.

Von Auxerre zurückgeführt, erhielt er seitens des Großvaters eine außerordentlich liebevolle Erziehung. Béranger, schon sehr frühe von heftigen Kopfschmerzen, die ihn erst in späteren Jahren verließen, geplagt, wurde nicht so bald zur Schule geschickt und suchte sich auch dann derselben soviel wie möglich zu entziehen. Seine Großeltern ließen ihn gewähren, obgleich sie beide Freunde des Lesens waren und sich sehr eifrig mit Prévôts, Raynals und Voltaires Werken beschäftigten, wie denn der Dichter von seiner Großmutter erzählt: „Sie citirte ohne Aufhören Herrn von Voltaire, was sie jedoch nicht hinderte, mich am Frohnleichnamsfeste nach dem heiligen Sakrament gehen zu lassen.“

Seine Mutter führte den Knaben zuweilen in die Theater des Boulevards und gönnte ihm die Theilnahme an Landpartien, aber der Knabe, der viel hörte und wenig sprach, „alles, aber nicht lesen“ lernte, lebte meist von ihr getrennt. Den Vater hatte er

bis zum neunten Jahre nur ein- oder zweimal, gelegentlich seiner Durchreise durch Paris gesehen. Zu Anfang des Jahres 1789 lehrte derselbe zurück, und Béranger wurde in eine Pension der Vorstadt Saint-Antoine geschickt, wo er zwar weder Unterricht im Lesen, noch im Schreiben genoss, aber dennoch schon die Lectüre klassischer Schriftwerke begann. Er fragt sich selbst einmal: „Wie habe ich lesen gelernt? — Ich habe mir darüber niemals Rechenschaft zu geben vermocht.“

Eine der lebhaftesten Erinnerungen aus dieser Zeit war für Béranger die Einnahme der Bastille, welcher er von dem Dache des Hauses aus, in welchem er damals lebte, zusah. Obgleich bei seinen Mitschülern beliebt, blieb er doch ein völlig in sich zurückgezogenes Gemüth und lehnte allein an der Gitterthür, wenn die Früchteverkäufer draußen auf der Straße den Pensionären ihr Taschengeld ablockten. „Leider war ich dazu verurtheilt, sie Revue passiren zu lassen, denn ich — ich hatte kein Taschengeld!“

Er war eben ein „arm pariser Kind“. Nicht lange blieb Béranger in der Pension der Vorstadt Saint-Antoine; sein Vater, der inzwischen Notar geworden war, hatte keine Lust mehr, das nöthige Geld für den Unterhalt des Sohnes zu zahlen, und es trat eine neue Wendung im Leben des Knaben ein.

Der neunundeinhalb Jahre alte Knabe wurde von seinem Vater, ohne vorherige weitere Anmeldung, in Begleitung einer alten Cousine nach der Stadt Peronne geschickt, wo eine Tante Bérangers den Gasthof „zum Königsschwert“ hielt. Diese nimmt die Anfsümlinge in Empfang, liest den Brief, den der Vater dem Sohn als Einführung mitgegeben, und sagt endlich, sie könne sich nicht überbürden. Als sie jedoch erfuhr, wie den alten guten Großvater der Schlag gerührt habe und dieser kaum selbst das Leben frischen könne, und weitere Berichte über die Lage der Dinge, sah sie den hübschen Jungen an und besann sich eines Besseren.

„Sie drückte mich an sich“, schreibt Béranger, „und sagte mit Thränen in den Augen: ‚Armer Verlassener, ich will deine Mutter sein!‘“

„Niemand ist ein Versprechen besser gehalten worden.“

Die Erziehung, welche diese geistig regsame und für ihre Verhältnisse sehr gebildete Frau dem Knaben zutheil werden ließ, ist unkreitig auf die Entwicklung Bérangers von dem bedeutendsten und nachhaltigsten Einfluß gewesen. Daß sie ihrem Pflegebefohlenen lesen lehrte, daß sie bei einem alten Schulmeister für ihn Unterricht im Schreiben ermöglichte und auch seine Fertigkeiten in der Zeichnung, für welche er außerordentliches Talent an den Tag legte, weiterzubilden bestrebt war, das will noch wenig sagen. Die Hauptsache ist, daß sie ihn mit den Werken Racines, mit den freien Gedanken Voltaires und mit anderen bedeutenden Geistern, deren Schriften sich alle in ihrer Bibliothek fanden, bekannt machte und ihm vor allem ihre eigenen sittlichen Grundsätze und republikanischen Ideen einimpfte.

Ein schreckensvolles Ereigniß unterbrach diese im ganzen heiter dahinfließende Zeit von Bérangers Aufenthalt zu Peronne: der Knabe wurde vom Blitz getroffen. . . . Er erwachte zwar wieder aus seiner Betäubung, aber, hatten ihn schon vorher häufige Fieberanfälle und das sich stets erneuernde Kopfschmerz heimgesucht, so machten die Folgen des empfangenen Schreckens dem heranwachsenden Knaben unmöglich, seine Lehrzeit bei einem Uhrmacher, wie man bestimmt hatte, anzutreten. So bediente er denn noch eine Weile wie bisher, die Wirthshausgäste seiner Tante und verrichtete die Dienste eines Pferdebeknechts.

Mit diesen Obliegenheiten vertrat sich aber bald seine „kleine Citelle“ nicht mehr, und er begab sich zu einem Goldschmied, um dessen Kunst zu erlernen. Bald jedoch finden wir ihn in der ganz im republikanischen Sinne geleiteten Erziehungsanstalt, welche der zum Landrichter beförderte Notar Vallue de Belleeglise, ein warmer Verehrer der Prinzipien Rousseaus, in Peronne gegründet hatte. Die Zöglinge dieser Schule sollten weniger gelehrte Studien treiben, sondern sich vielmehr zu „Männern“, d. h. zu wackeren Bürgern der Republik ausbilden, und Béranger sagt selbst, daß die republikanischen Lieder ihn mehr gereizt hätten, als der Sprachunterricht. Die kleinen Leute stolzirten in Uniform einher, gewöhnten sich daran, öffentlich zu sprechen, und Béranger vor allem ist es gewesen, der hier als Präsident einer Art von Klub Reden hielt und in nationalem Pathos abgefaßte Schriftstücke an die gesetzgebende Versammlung der Republik, an den Bürger Maximilian Robespierre und an den Bürger Tallien richtete. — Diese Art von öffentlichem Leben, worin Béranger sich damals bewegte, war ohne Zweifel von der größten Bedeutung

^{*)} Syrich, ohne die g mehr hören zu lassen, als in Schlange, Klang u.: Chansong, zu Deutsch Lieder.

^{**)} L. Seeger hat die Selbstbiographie Bérangers in seine deutsche Uebersetzung der „Chansons“ aufgenommen (2. Aufl., 2 Bde., 1859); ich übersehe aber stets wörtlich nach dem französischen Original.

für den Dichter, der dadurch an der nationalen Sache — und diese war damals in Frankreich keine andere, als die der Freiheit, der Freiheit aller Menschen und Völker — schon früh das lebhafteste Interesse gewann.

Wie so häufig, hat auch damals die menschliche Niederträchtigkeit das edle Werk de Belleeglise's zu Fall gebracht; Verleumdung und Mißgunst nöthigten den braven Mann, an welchen Béranger für sein ganzes Leben eine fast kindliche Anhänglichkeit bewahrte, von der ferneren Verwirklichung seiner freisinnigen Pläne Abstand zu nehmen.

De Belleeglise starb in seinen besten Jahren zu Amiens als Präsident des Kriminalgerichtshofs, und hat leider nicht sehen können, inwieweit seine Voraussage, Béranger werde sich dereinst auszeichnen, sich verwirklichte.

Durch seine Vermittlung gelang es in der Folge Béranger, in eine durch die Beihülfe des edelmüthigen Mannes gegründete Buchdruckerei zu Peronne einzutreten. Damals schrieb der Dichter seine ersten Reime!

Inzwischen hatte sich sein Vater wieder mit seiner Mutter vereinigt, und durch glückliche Speculationen an der Börse waren dessen Vermögensverhältnisse ziemlich günstige geworden, und nun rief er den Sohn nach Paris zurück.

Nach Paris! Wie sollte er nicht gern dem Wunsche des Vaters Folge leisten! Hatte er doch oft von Paris geträumt, von „der Stadt, welche man nicht vergessen kann, wenn man jung von ihr Abschied genommen!“ Aber der Abschied von der guten Tante ward ihm schwer, und er hörte nicht auf zu weinen,

während der ganzen Reise von zwei und einem halben Tag. Er war eben ein außerordentlich weiches Dichtergemüth.

In das Bankgeschäft seines Vaters eingetreten, verursachte es dem eben zum Jüngling Herangereiften ein außerordentliches Vergnügen, die Speculationen seines Vaters zu unterstützen, zumal er dabei eine ganz unerwartete Geschicklichkeit entwickelte und sich namentlich mit Hilfe seines sehr guten Gedächtnisses in der Kunst des Kopfrechnens „wunderbar“ vervollkommnete.

Seine Freude an diesen Geldgeschäften währte jedoch nicht lange. Der große Erfolg hatte den Vater verblendet; er wurde immer weniger eifrig und vorsichtig und ließ sich von Schmeichlern und Schwärmern nur allzu leicht hintergehen.

Huldigte sein Vater der größten Verschwendung, so befeiligte sich Béranger auch während dieser Zeit der einfachsten Lebensweise. Er bewohnte eine kleine, bescheidene Wohnung, welche von seiner „guten alten Großmutter“ Champy in Ordnung gehalten wurde, und machte nur sehr bescheidene Ansprüche. Diese alte Frau, „Mutter Jary“, wie er sie in einer der ergreifendsten Episoden seiner Selbstbiographie nennt, hat mit ihm treulich die Sorgen jener Zeit getragen, als der „kurze Reichthum“ in Trümmer fiel.

Bérangers Sparsamkeit konnte den Sturz des väterlichen Bankgeschäfts nicht aufhalten; das Haus fallirte im Jahre 1798.

Dieser Schlag gehörte zu den furchtbarsten, welche er sein Leben lang empfangen. Glaubte und fürchtete doch der Edle, daß die Gläubiger seines Vaters ihm die größte Schuld an dem Geschick des Hauses zuschreiben und an seiner Rechtschaffenheit zweifeln würden, obgleich sie vorher das größte Vertrauen in ihn gesetzt!

Reim auf Reim hatte Béranger schon geschmiedet, ohne Ziel und ohne Zweck; jetzt, da das Elend nahte, tröstete ihn die Poesie. In allen Gattungen der Dichtkunst hatte sich Béranger bisher schon versucht, und obgleich mit den Regeln der Grammatik noch auf ziemlich gespanntem Fuße stehend, hatte er sich bereits fast ein vollständiges Lehrbuch der Poetik zurechtgelegt.

Von dem Dichten allein jedoch konnte er nicht leben. — Er dachte daran, sich wieder der Buchdruckerkunst zuzuwenden, gab aber diesen Plan bald wieder auf, weil er glaubte, noch nicht Fertigkeiten genug zu besitzen, um sich auf diese Weise seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ohne Rath und Hoffnung floh er die Straßen des inneren Paris und schweifte in den Vorstädten und benachbarten Orten umher. „Saint-Gervais, Romainville, Boulogne, Vincennes,“ ruft er aus, „welch' beruhigende Träumereien danke ich euch!“

Napoleon Bonaparte ging nach Aegypten und kehrte zurück (1798 bis 99); aus dieser Zeit stammen die ersten politischen Gesänge Bérangers, der, „ein armer Schüler Juvenals“, des großen römischen Satirikers, die Geißel des Spottes gegen das sogenannte Directorium der damaligen Republik schwang, welches sich durch Bedrückungen und gewissenlose Verwaltung immer mißliebiger machte. Alle Träume von Freiheit und



Die Mopsfledermaus. (Seite 551.)

Ruhm, welche von jeher in dem Herzen der Franzosen geschlummert, fanden damals in dem kühnen General Bonaparte ihre Erfüllung, besonders die Jugend jauchzte ihm zu; so auch Béranger. Dieser war jeder Zoll ein Franzose, und als solcher hat er dem großen Feldherrn zugejubelt. Den Despotismus des Tyrannen, welcher später in Napoleon zutage trat, verabscheute der Dichter im Innersten seiner Seele; erst als das Grab von St. Helena sich geschlossen, fiel auch ein Schleier über die Flecken des ruhm- und herrschsüchtigen Regenten, und das Volk sah in ihm nur noch den größten Helden, den Frankreich je besessen, des Volkes Denken und Fühlen aber lebte in Bérangers Gefängen.

Um seiner sorgenvollen Lage zu entfliehen, dachte Béranger daran, nach Aegypten zu gehen, um in der französischen Armee zu dienen. Ein wohlwollender Freund jedoch machte ihn auf alle Unannehmlichkeiten aufmerksam, die dort seiner warteten, und so blieb der Dichter in Paris. Und er mußte in der französischen Hauptstadt, im Brennpunkt des politischen Lebens bleiben, wenn er das werden sollte, was er in der That geworden ist. Das immer regere Interesse, welches er an den öffentlichen Angelegenheiten nahm, ließ ihn manche Sorge um das leibliche Dasein nicht so schwer empfinden, als er sie sonst empfunden haben würde.

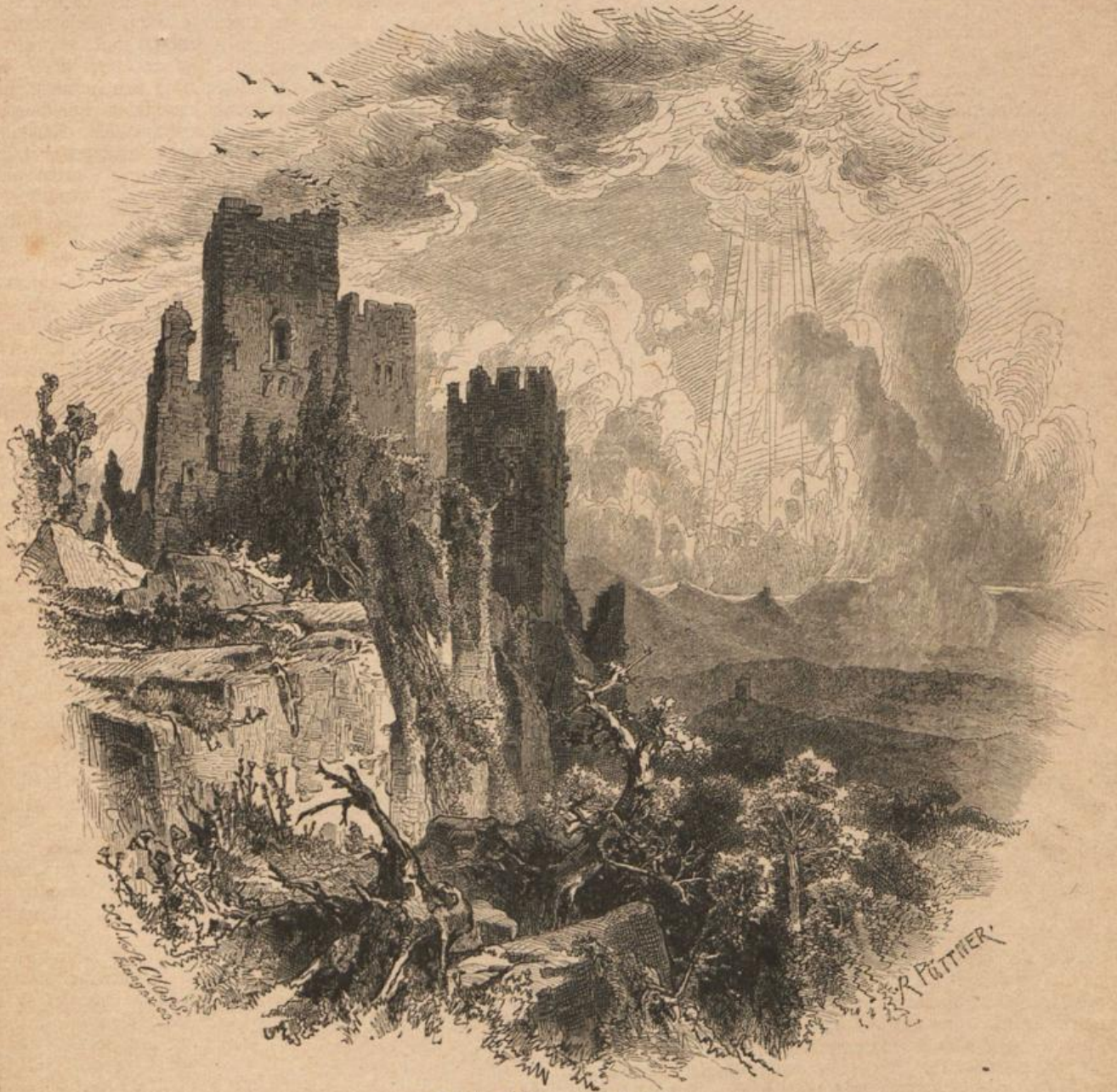
Anspruchlos und mit wenig Bedürfnissen lebte er mit seinem edlen Eifer für Wahrheit und Recht, mit seinem tiefen Mitgefühl für die Leiden der untersten Klassen, mit seinen hochfliegenden Ideen von Freiheit und Völkerglück, mit den poetischen Träumen seiner schönen Seele beschäftigt, still vor sich hin. Doch war seine Moral nicht eine solche, welche alle Freuden verbannt.

Auch Beziehungen zum schönen Geschlecht fand er in dieser Zeit und äußert sich darüber sehr schön: „Die völlige, von Hochachtung getragene Zuneigung, welche dieses Geschlecht mir seit meiner Jugend eingelöst, hat nicht aufgehört, der Born meiner

süßesten Tröstungen zu sein. Auch habe ich durch eine heimliche Neigung die trübe Stimmung besiegt, welche immer seltener wiederkehrte, Dank den Frauen und der Poesie. Es reicht hin, zu sagen: Dank den Frauen, denn die Poesie ist mir von ihnen gekommen!“

Diese Zeilen, in welchen Béranger den Frauen eine so hohe Huldigung darbringt, hat er in lebhaftester Erinnerung an jene, trotz aller Sorgen und Kümmernisse doch so seligen Tage seiner Jugend geschrieben. Er hat viel geliebt und ist viel geliebt worden:

„Ich hab' nicht Geld, noch Gut, noch Ehren,
Doch Lieb' genieß' ich viel, gar viel!“



Die drei Eren. (Seite 551.)

Von all den süßen Schwärmereien seiner jungen Jahre ist es besonders eine gewesen, die so recht seine Jugendliebe genannt zu werden verdient. Es war keine Beatrice, die den Dichter der „göttlichen Komödie“ durch die Räume des Himmels geführt, keine Laura, wie sie Petrarca in unsterblichen Dichtungen besungen.

Béranger hat eine „Demoiselle“ geliebt, deren Gegenneigung ihm manchen Tag einen hungrigen Magen verursacht, er hat ein „klotztes Liebchen“ gehabt, — die Liebe, die sein Herz noch in den spätesten Jahren durch die Erinnerung mit dem seligsten Zauber überfluthet, diese Liebe ist eben wieder eine ächt französische, eine recht pariser Liebe gewesen.

Zahlreich sind die Lieder, in denen dem Dichter die Gestalt seiner Jugendgeliebten, die trotz aller Gegenreden eine reale, der vollen Wirklichkeit angehörige, war, vorgezeichnet. So in dem Gedicht „Die Dachstube“:

D daß Lisette mir auch hier erschiene,
Im neuen Hut, mit immer heiterm Sinn!
An's Fenster tritt sie mit so schlauer Miene,
Dort hängt als Vorhang ihren Shawl sie hin.
Wie schön ihr Kleid in tausend Farben strahlte,
Ein Amor wohl in jeder Falte ruht!
Ich hörte später, wer's für sie bezahlte,
Zu zwanzig wohnt man auch am Dache gut!“

Sodann:

„Ich wollte tief mich unterrichten,
Nicht folgen mehr dem eiligen Schein;
Wollt' nicht mehr lieben, nicht mehr dichten,
Ich wollt' gar ein Gelehrter sein.
Doch seht, ich irr' von Stätt' zu Stätt',
Mein Träumershirn ist wie ein Sieb.
Bleib' Lafontaine mir und Lisette,
Ihr Lieder bleibet, bleibe Lieb'!“

In rührender Weise spricht sich auch die Erinnerung an diese seine Jugendliebe aus in dem berühmten Gedicht „Mein Noth“:

„Wie freut mich dieser Fleck an deinem Kragen,
Der mich an Lieschen denken läßt!
Ich floh sie einst, als sänd' ich kein Behagen
Bei ihr. Ein Händchen hielt mich fest, —
Du riffest. Welche Niederlage!
Ich leistete auf Flucht Verzicht;
Dich auszubessern, brauchte man zwei Tage:
Mein guter Aker, trennen wir uns nicht!“

Und dann noch einmal, in dem ergreifenden Gedicht „Lebt wohl, ihr Lieder!“ umschwebt ihn der Schatten der Geliebten und er gibt seiner wehmüthigen Trauer Ausdruck:

„Der Aeolsharfe gleich am fahlen Stamme,
Hat nun mein Herz verloren seinen Klang.
Nicht blühet mehr des Frohsinns helle Flamme,
Am Lebenshimmel naht ein Wetter bang,

Der Horizont wird dunkler, Wolken drohen,
Kein Lied mehr stimmst in frohem Klang du an.
Wie mancher Freund ging längst schon dir voran,
Lisett' auch ist in's Todtenreich geflohen.
Ade, mein Sang! Mein Haupt ist müd' und grau,
Das Vöglein schweigt, der Herbstwind segt die Au'!“

In jener Zeit seiner Jugend, als die Liebe zu Lisette das Herz des Dichters entflammte, vermochte Béranger in der Gesellschaft fröhlicher Freunde, deren Zahl immer mehr wuchs, die Sorgen des Tages hinwegzuschlagen: man feierte bescheidene, aber um so heitere Gastmähler, und spielte Komödie, wozu Béranger kleine Liederstücke, Vaudevilles, zusammensetzte. Seine vertrautesten Kameraden waren junge Schriftsteller und Musiker, denen er seine Verse vorlas und Abschriften davon gab. Diese Abschriften wanderten von Hand zu Hand; noch mehr aber gingen die Strophen und einfachen, leichten Melodien von Mund zu Mund. Waren sie nicht nach bekannter Melodie gedichtet, so wußte das allezeit wahrnehmende Gemüth des Volkes bald die rechte Weise zu erfinden, und so geschah es, daß, während noch keine einzige Strophe Bérangers gedruckt war, seine Lieder in den Salons wie in den Hütten, in den Champs Elysées wie in den entlegensten Vorstädten von Paris, ja, in ganz Frankreich erklangen, und der Dichter schon einen berühmten Namen hatte, bevor er noch daran zu denken wagte.

(Fortsetzung folgt.)

Blumen — ein Symbol der Liebe.

Von Hugo Sturm.

(Schluß.)

Dem empfindsamen Herzen wird die Pflanze immer etwas mehr sein als ein Gebild aus Wurzeln, Stengel, Blättern und Blüten. Der Nadelwald wirkt anders als der Laubhain — aber beide können nur dem Gefühllosen gleichgültig bleiben.

„Kennst du noch die irren Lieder
Aus der alten, schönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
Nachts in Waldeseinsamkeit,
Wenn die Bäume träumend lauschen
Und der Flieder duftet schwül,
Und im Fluß die Nixen rauschen —“

So singt Eichendorf, und wir können leicht errathen, welche „Lieder aus der alten, schönen Zeit“ sein Herz bewegen. Aber auch der Lebensschmerz findet in der Natur einen geeigneten Ort, wo er sich den Augen der schadenfrohen Welt entzieht. Den trübseligen Venau dürfen wir nur fragen:

„Wild verwach'ne, dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort:
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!“

Er flüchtet nicht in das Gewühl der Straßen, er schließt sich nicht in einsamer Zelle ein, er eilt an das Herz der allwaltenden Natur. Man sollte meinen, der Anblick der vieltausend Blumen müßte dem liebestrunknen Herzen unangenehm sein, da sie es ja stets an die verlorne Liebe erinnern. In Herzenssachen pflegen die Dichter am erfahrensten zu sein, und ich glaube auch den eben ausgesprochenen Einwurf am besten durch den Mund desselben (Just. Kerner) widerlegen zu können:

„Blumen, ach Blumen,
Heilen jeden Schmerz;
Drum drückt man so ein Kind
Gern an das wunde Herz.“

Fast überall begegnen wir deshalb auch einer ganz besonderen Vorliebe der Liebenden für die Blumen. Der liebekundigste unserer Dichter, Heinrich Heine, findet keinen schönern Vergleich für seine Geliebte, als den mit einer Blume:

„Du bist wie eine Blume,
So hold, so schön, so rein!“

Aber wir würden uns irren, wollten wir ihm das Prioritätsrecht hierfür zuerkennen. Schon der weiße Dichter des Hohenliedes nennt seine Sulamith „eine Blume zu Saron, eine Rose im Thal,“

und diese Anschauung kehrt bei allen Völkern wieder. Wie wahr ist es, was F. Th. Bratranek sagt: „Wir verbinden oft den Namen und die Züge einer geliebten Person mit der Vorstellung einer Blume, die uns jene immer wieder zurückruft. Für die einen ist es die Rose, der Jasmin, der Flieder, die Sonnenwende, die Verbena; für die andern ist es das Immergrün, das Weithen, das Vergißmichnicht. Für alle aber ist die Erinnerung an eine Frau unzertrennbar von der an eine Blume. Der Duft dieser bevorzugten Blume erfüllt uns mit einem Rausch, der sich vom Haupte in das Herz versenkt. Ihr Anblick hebt euch über die Gegenwart hinweg, ihr lebt in der Vergangenheit, ihr seht ihn wieder, jenen schmalen Pfad, auf dem ihr beide zwischen Rosengebüsch gewandelt, jenen Bach, der ihr Bild widerspiegelte, ihr hört ihre Stimme, ihre süße Stimme euch rufen. — Unglücklich derjenige, dessen Augen sich nie bei dem Anblick einer bestimmten Blume mit Thränen füllten. Der war nie ein Kind, nie ein Jüngling — er hat nie geliebt! Bevorzugte Blume, süße und liebliche Blume, deren Namen man nur so im Stillen ausspricht, wie den eines geliebten Weibes, — das Herz, das deinem zauberhaften Einflusse nicht mehr unterworfen ist, das ist weß für ewig. Es schlägt noch, allein es hat aufgehört zu fühlen.“

Durch die Blume zu sprechen, haben die alten Völker schon früh versucht, und zwar im Sinne des Wortes. Wenn man die Opferaltäre mit Blumen belegte, die Laren bekränzte und sich selbst diesen Schmuck verschaffte, ehe man den Göttern opferte, so wollte man doch nichts weiter, als den Gottheiten hierdurch das Gefühl der Verehrung kundgeben. Sappho hebt ausdrücklich hervor, daß alles, was grünt und blüht, den Göttern angenehm sei. In ältester Zeit kamen die Kränze nur den Göttern zu, so daß Homers Helden noch ohne solche einerschreiten. Erst eine spätere Zeit bestimmte sie als Siegespreis bei den heiligen Kampfspielen, die aber im Anfang dieser Sitte nicht dem Sieger, sondern dem Vaterlande desselben zugesprochen wurden. Spätere Geschlechter gingen jedoch weiter und verehrten jeden, der sich irgend hervorragend verdient gemacht, mit der Ueberreichung eines Kranzes.

In das Liebesleben zog man später die Blumen auch als redende Symbole, wie wir von dem ausgezeichneten Literaturkenner des Alterthums Athenäus (lebte in der letzten Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Christus) erfahren. Er berichtet, daß ein aufgegangener Kranz Verliebtheit bedeute und daß es Sitte sei, die Thüren derjenigen, die man liebt, mit Blumengewinden

zu schmücken. Ein weisser Blumenkranz galt als Liebesbotschaft, die noch bedeutungsvoller wurde, wenn dem Kranz angehängte Äpfel beigelegt waren, wie Lucianus berichtet. Die Annahme eines solchen Kranzes war ein Zeichen der Erhöhung. Kam das Bündniß aber trotzdem nicht zu Stande, so wurde derselbe einer Gottheit geweiht, während er im andern Falle als Erinnerungszeichen sorgsam aufbewahrt wurde.

Die Kränzerwinderinnen hatten sich einer gewissen Achtung zu erfreuen, namentlich wenn ihre Kunst nicht bei dem gewöhnlichen stehen blieb. In Sicilien wetteiferte die Kranzflechterin Glycera durch immer schönere natürliche Kränze mit dem Maler Pausias, so daß Kunst und Natur sich gegenseitig zu übertreffen suchten. Pausias malte das Bild seiner Rivalin, um die Nachwelt noch an die Künstlerin zu erinnern.

Wahrscheinlich gründete sich die symbolische Bedeutung der Blumen bei den Griechen auf den Geruch, später wurde jedoch auch die Farbe in das Bereich der Betrachtung gezogen, und dann kam es namentlich auf die Zusammenstellung und Anordnung der Schattirungen an, was ein wahres Kunststudium erforderte. Ganz absehen müssen wir von den Blumensymbolen, die der Traumer Artemidorus in seiner „*Oneirocritica*“ erwähnt, da es nicht ganz zuverlässig ist, daß er sie wirklich aus dem Volke geschöpft. Sie erscheinen viel zu einseitig und gleichartig, so daß man nicht ganz mit Unrecht die Vermuthung aufgestellt, er habe hierbei seine eigene Phantasie zu sehr walten lassen.

Doch sind dies nur immer noch Anfänge der eigentlichen Blumenprache, wenig auch keineswegs bedeutungslos. In begeisteter Sprache läßt der Orientale die Blumen zu sich reden. Zwar sind uns wenige seiner Blumendebnungen bekannt, aber aus denselben geht schon seine Begeisterung hervor, die nicht selten in Ueberschwenglichkeit und Schwülstigkeit ausartet. Das Vaterland derselben scheint Indien zu sein. Hier tritt die Natur mit einer Großartigkeit vor die Augen des Menschen, die ihn wohl zur Begeisterung hinzureißen vermag. Bei dem Naturlieben des Indiers mußte ganz von selbst die Pflanze in nähere Beziehungen zu ihm treten. Wenn seine Phantasie ihm nun so großartige Bilder vorgaukelte, daß wir sie als überschwenglich bezeichnen müssen, so liegt dies an der Fülle und Mächtigkeit der Eindrücke, die auf ihn einströmen, an der ja jedes Volk mehr oder weniger die Eigenthümlichkeit seiner Natur an sich trägt.

Mehr ausgebildet und auf eine ungleich größere Zahl der Gewächse ausgedehnt wurde die Blumenprache bei den sinnigen Arabern. Das zur Einsamkeit des Haremslebens verurtheilte schönere Geschlecht fand in den Blumen ein beliebtes Mittel, um zur Abkürzung der schrecklichen Langweile allerlei Liebeshändel mit Außenstehenden anzuknüpfen. Die Aermsten, die oft der schrankenlosen Willkür eines tyrannischen Despoten preisgegeben sind, müssen ja vorsichtig dabei zu Werke gehen, da schon der leiseste Argwohn ausreichen würde, ihnen und ihrem Mitschuldigen verderblich zu werden. Keine Zeile kann gefahrlos die Mauern des Serails verlassen, überall forschet das verrätherische Auge des feilen Sklaven. Da bietet sich denn in den Blumen den Frauen des Harems ein Mittel, durch welches sie sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen im Stande sind und das selbst der Aufmerksamkeit des wachsamsten Eunuchen entgehen kann. Wie zufällig verändert die Dame die Reihenfolge ihrer Blumenstöcke vor dem Fenster, und dem spähenden Liebhaber wird augenblicklich der Sinn klar.

Die Symbolik der Blumen ist jedoch im Orient sehr von der unsern verschieden. Sie gründet sich auf die Blumennamen, die

freilich meistentheils sehr bezeichnend und sprechend, aber doch auch manchmal willkürlich gewählt sind. Der Sinn jeder Blume soll nun in einem kleinen Verse ausgesprochen werden, der mit dem Namen derselben in einem Reimverhältnis steht. Selbstverständlich kommt hierbei vielfach weiter nichts als leere Reimspielerei vor, während wieder bei andern Pflanzen der Sinn völlig dem Charakter des Gewächses entspricht. In frühern Jahrhunderten war diese Art der Blumenprache im ganzen Orient sehr verbreitet und ausgebildet, während sich heute nur noch hier und dort Reste derselben erhalten haben.

Nach Europa scheint die Sitte, durch die Blumen sich einem andern verständlich machen zu wollen, durch die Araber verpflanzt worden zu sein. Sie trat zuerst in Spanien auf, fand in Italien günstige Aufnahme, gab dem lebhaften Sinn des Franzosen erwünschte Abwechslung und berührte auch Deutschland, ja konnte selbst in England, wenn auch nur auf kurze Zeit, einige Bedeutung erlangen. Das ganze Mittelalter hatte ja zur Zeit des Ritterdienstes etwas Romantisches an sich und hierzu paßte auch jene geheimnißvolle Sprache, jene auf Farben und Charaktere gegründete Symbolik.

Bis auf unsere Zeit hat sich noch eine Sprache der Blumen in unserm Volksleben erhalten*). Jedermann kennt diese Bedeutungen, ohne daß wir eigentlich wissen, von wem wir sie erlernt. Das stille Bergisemneicht an einsamer Quelle redet zu allen dieselbe Sprache, das bescheidene Weischen ist das Symbol treuer Liebe, der grünende Myrtenkranz die Sehnsucht aller jungfräulichen Herzen. Bedeutungsvoll findet jede Maid die Ueberreichung einer rothen Rosenknospe, die brennende Liebe deutet auf verzehrende, leidenschaftliche Gluth, das einfachste Immergrünsträußchen spricht Hoffnung aus. Gelbe Blumen wirft die empfindsame Dame wohl zornig fort und gewöhnlich verwendet man sie ja auch sehr selten zu Kränzen und Sträußen. Der freiliebende Turner steck den grünen Eichenkranz an seinen Hut und stimmt begeisterte Freiheitslieder an, dem heimkehrenden Krieger wird ein Lorbeerkranz gereicht und auf dem stillen Friedhofe ist die Cypresse ein beredtes Symbol.

Wie aus den vorhergehenden Andeutungen schon hervorgeht, ist unsere Blumenprache vorzugsweise auf die Farbe derselben begründet und nur bei wenigen kommt auch der individuelle Charakter zur Geltung. Und meistens ist es künstlicher Einwirkung erst gelungen, letzteren mit in Betrachtung zu ziehen, wie ja bekannt ist, daß erst seit Klopstocks Zeit die Eiche als Siegesbaum an Stelle der Linde gekommen ist. Siegeszeichen kannte eine frühere Zeit nicht, wohl aber stehen heute noch an mehreren Orten Lindenbäume als Erinnerungszeichen früherer Heldenthaten. Der Lorbeer gehört ja nicht unserer Flora an, muß also schon selbstverständlich seine Symbolik aus andern als Volkskreisen geschöpft haben, dasselbe gilt auch von der Cypresse.

Die Farbenbedeutung, dieses Erbtheil des einstigen Ritterthums, ist aber tief in das Innerste unseres Volkslebens gedrungen und hat darum auch für unsere Blumenprache Bedeutung gewonnen. Freilich ist der Kreis der so gewonnenen Symbole nur klein, aber er entbehrt auch nicht der Sinnigkeit und Poesie, die unser Volk auch wieder hierbei offenbart.

*) Daß wir hierbei nicht an die von buchhändlerischer Spekulation hervorgerufenen Zusammenstellungen von meist geschmacklosen Reimereien denken, die den stolzen Titel „Blumenprache“ führen, ist wohl selbstverständlich, sodasß wir also kaum nöthig haben, dies noch besonders hervorzuheben.

Im Bickzak.

Ein gewisser abenteuerlicher, nichts weniger wie praktischer Zug, der unsere dummen Streiche, von der Phantasie vergoldet, verurtheilt, war wohl auch schuld daran, daß meine Theaterkarriere, trotz des vielversprechenden Anlaufs und eines königlich-schwedischen Kammerjüngertitels, wie Vater Rhein im Sande verlief. *Difficile est, satyram non scribere.* Auch ich konnte meinen losen Mund im Angesicht der notorischen Unsäglichkeit der Erzählungen, die die Laune ihres Gebieters oder eine Schürzenprotektion zu Intendantentransfigurirt, nicht halten. Als un-aufhaltsam rollender Kieselstein setzte ich niemals Moos an und wurde deshalb auch nirgends pensionsfähig. *Passons là-dessus!*

In Fiume lernte ich eine interessante Ruine, die einst in ganz Europa gefeierte Sängerin Stödel-Heinefetter kennen, die mich veranlaßte, bei ihrem Mann, einem ansrangirten Ballettänzer, der einen Thespiskarren in Dedenburg leitete, Engagement zu nehmen.

Den Herren Kogebue und Bogumil Gols verdanken wir sehr anziehende Bilder des deutschen Kleinstädterlebens, aber was ich in Dedenburg in Wirklichkeit von diesem Genre sah, verhält sich zu den Schilderungen der beiden Obengenannten wie farben-glühender Matart zum mandelmischmalenden Cornelius.

Dedenburg liegt zwar in Ungarn, ist aber, wie der ganze

Distrikt zwischen den Flüssen Raab und Leitha, urdeutsch und wird es wohl auch in der Folge bleiben trotz der moralischen Damschrauben des Magyarenthums.

Die bekannte österreichische „Hemdärmel“-Politik trieb eine Zeitlang in der schwülen Treibhausatmosphäre der Wachschen Reaktionsperiode die üppigsten Schöpflinge, aber kaum waren die „paar“ Ungarn gesenkt, unter denen auch der jetzige Premierminister Andrássy, zum Glück für seinen Hals nur in esfige, figurirte, so ging wieder alles seinen gemüthlichen Schlendrian. Wegen des verhängten Standrechts wurde zwar auf dem Lande weniger wie gewöhnlich gemordet, aber desto mehr in den Städten gestohlen, was aber die Ruhe der Beamten, vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter, durchaus nicht störte.

Ungarn war zu jener Zeit das Eldorado der deutschen Theaterdirektoren. Auch Direktor Stöckel wäre ein beneidenswerther Mann gewesen, wenn ihn das unerbittliche Fatum nicht durch die Tannens einer „hochbeintigen“ Koloratursängerin an die Vergänglichkeit des Glückes hienieden erinnert hätte. Vergebens versuchte er, die renitente Donna durch seine Frau zu erlösen, denn die naiven Dedenburger meinten, Frau Stöckel-Heinesfetter habe zwar „viel Schule, aber keine Stimme mehr“, und so war der Vielgeplagte rathlos wie zuvor.

Eines Tages erzählte mir der Polizeikommissär Kierschner, ein später durch seine schöne Frau, aber noch mehr durch seine Flucht nach Amerika bekannt gewordener wiener Hoffchauspieler, eine Räubergeschichte, die sich in Dedenburg am Neusiedler-See zugetragen hat, aber ebenso gut zu Sulmona in den Abruzzen hätte passiren können. Ein herumziehender Musikant wurde in Gesellschaft eines Mädchens aufgegriffen. Nach einem Kreuzverhör stellte sich wohl die „Unbescholtenheit“ des Mädchens heraus, aber der Musikant entpuppte sich als ein dem Zuchthaus in München entsprungener Häftling, auf dem der Verdacht eines Raubmordes lastete. Man spedirte ihn schleunigst zur Abstrafung nach der Heimath, um das Henkerhonorar zu sparen. Das Mädchen war eltern- und substanzlos.

„Ich sage Ihnen, die Person singt im Gefängniß wie eine Nachtigall. Der Herr Stadthauptmann meinte, ob es nicht möglich wäre, daß sie Direktor Stöckel einmal am Theater auftreten ließ,“ sagte Kommissär Kierschner zu mir.

Natürlich ließ sich der davon in Kenntniß gesetzte Direktor die fette Kellame-Ente nicht entgehen.

Die Oberösterreicherin Marie Schnaidtinger, klein und dick, war nichts weniger wie hübsch, aber anmuthig, trotzdem ihr Gesicht mehr einer ungeschälten Kartoffel, wie der Venus von Milo glich. Sie schien das Urbild des „Randi“ in der bekannten Baumann'schen Alpenjense „Das Versprechen hinterm Herd“, und hatte eine berückend schöne Stimme. Musikalisch wie alle Schulmeisterstöchter, studirte sie unter der Leitung der Frau Stöckel-Heinesfetter Notows „Martha“ in acht Tagen und erzielte damit einen phänomenalen Erfolg. Sie verschlang, sozusagen, eine Partie nach der andern und war noch im Laufe dieser Saison am Theater wie zu Hause. Natürlich kurirte sie nicht nur die Capricen der Koloratursängerin, sondern füllte auch die Theaterkasse. — Der Palmsonntag zerstreut die Mitglieder eines halb-jährigen Theaters wie ein Flintenschuß die Spazier.

* * *

Nach Jahren war ich am gräßlich Starbeck'schen Theater in Lemberg engagirt, in dem schönen Lande Galizien, wo das Insektenpulver ein zwingendes Bedürfniß ist. Die ödenburger Kriminalepisoden habe ich im Laufe der Begebenheiten vergessen. Wohl las ich ab und zu den Namen der „Banditenbraut“ in den Theaterzeitungen, aber zu Gesicht habe ich sie seit Dedenburg nicht bekommen. Deshalb war ich nicht wenig erstaunt, von ihr einen aus Krakau datirten Brief zu bekommen, worin sie mich bat, in ihrem Benefize mitzuwirken. Da mir das Sontheim'sche Gastspiel eine vierzehntägige Abwesenheit von Lemberg gestattete, sagte ich zu und reiste in einigen Tagen nach Krakau. Die alte Jagellonenstadt mit der stolzen Königsburg, welche das übelriechende Judenviertel Stradom überragt, mit den goldstrotzenden Karossen der polnischen Schlachta, denen bei 17 Grad Reaumur Kälte halbnackte Bettler nachlaufen, ist sehenswerth. — Auf mich machte sie den Eindruck der in Lumpen gehüllten Witwe eines Millionärs.

Die „Banditenbraut“ fand ich fast unverändert. Das Salonparfum hat den Alpenluft noch nicht verdrängt, obzwar sie in

anderer Hinsicht merkliche Fortschritte gemacht hat. Sie stellte dem „Krampus“, wie sie mich zu nennen beliebte, ihren „letzten“ Geliebten, den Grafen Jalußky vor, einen vor der Zeit gealterten Wüßling vom feinsten französischen Zuschnitt. Einen größeren Kontrast wie diese zwei Liebesleute habe ich weder vor noch nach Krakau in meinem vielbewegten Wanderleben zu beobachten Gelegenheit gehabt. Nur einen einzigen Berührungspunkt bot ihr scheinbar glückliches Zusammenleben — die Junviertlerin sowie der edle Pollacke koquettirten auffallend mit ihrer Frömmigkeit. Mariechen Schnaidtinger ging nie ohne ihr Gebetbuch aus. Am andern Tage lud mich der Graf zu einem solennen Hochamt in der Marienkirche und zu einem opulenten Mittagessen im Hotel de Russie ein. Ich acceptirte nur das letztere. Ich vergönnte mir eine stille Privatandacht nach meinem Sinn und besichtigte am andern Morgen den außerhalb der Stadt, unter den Kanonen der Citadelle, liegenden Kosciuskohügel. Es ist ein Denkmal des Helden von Dsirolenka, einzig in seiner Art, aus einer Erddpyramide bestehend, welche die polnischen Frauen aus allen Gauen ihres unglücklichen Vaterlandes zusammentrugen.

Nach dem Mittagessen regalirte uns Fräulein Schnaidtinger mit ein paar feinen „Bierzeiligen“, welche die berühmte Gallmeier auch nicht schneidiger vortragen könnte; dann fuhren wir ohne den Grafen zur Beförderung der Verdauung in einem Miethswagen spaziren und zwar durch die Vorstadt Biasek zur warschauer Rogatka, an jenem Nonnenkloster vorbei, wo man einige Jahre später die arme Barbara Ubrisk in Schmutz verflümmert vorfand.

Als uns der Fiaker an Wielands Konditorei absetzte und wir beim schönsten Theaterplatz Kaffee tranken, sprang plötzlich die Diva wie von einer Ratter gestochen auf und lamentirte:

„Jesus, Maria und Joseph! Ich hab' mei Gebetbüchel verloren!“

„Was thut das — kaufen Sie Sich ein neues — es war ohnehin abgegriffen.“

„Kruki Türken, es war aber eine Hundertgulden-Banknote drin.“

„Das ist freilich etwas anderes. Dann will ich versuchen, den Wagen, dessen gleichlautende Nummer mit meinem Geburtsjahr 37 mir aufgefallen war, wiederzufinden.“

Und richtig fand ich ihn in der Grobster Straße am Eck der Josephskirche wieder. Auf den ersten Blick sah ich das Gebetbuch in der Tasche, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die heilige Austria unverfehrt zwischen den Gebeten schlummerte, gab ich dem erstaunten Diomedes ein reichliches Trinkgeld und kehrte in die Konditorei zurück.

Am andern Tage sangen wir „Ernani“ und „Elvira“ zusammen.

* * *

Und wieder waren Jahre in dem grauen Strom der Ewigkeit verhraucht. Ich benutzte meinen stockholmer Urlaub, um an dem Niemann'schen Tamnhäuser in Berlin Studien zu machen. Treu meiner Gewohnheit schlug ich nicht die kürzeste Tour via Stralsund ein, sondern hummelte mit dem Viederkomponisten Lindblad an dem Wenner- und Wetterensee und den Trollhätta-Wasserfällen entlang nach Gothenburg. In Kopenhagen nahm uns Lundblads Freund, der dänische Komponist Niels Gaade, in Empfang und an seiner Seite ließen wir die zahllosen Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt über uns ergehen. Im Gedächtniß behalten habe ich mir das Thorwaldsenmuseum, während die Helden und Könige längst andern Figuren im Erinnerungskabinet Platz machen mußten. Nach einer sehr anregenden Fahrt über Corsfär und Kiel ruhten wir in Hamburg. Die sonst sehr zugeknöpften Hanseaten waren aus Rand und Band, wie die Oesterreicher unter Gablenz, von Schleswig-Holstein zurückkehrend, auf der Heiligengeistwiese defilirten. Auch ich war unter den Bewunderern jenes berühmten „Laufschrittes“, mit welchem die „eiserne Brigade“ bei Deversee und am Danewirke blutige Vorbeeren errungen hat. Plötzlich gestt durch die Volkshymne ein Schrei und ein herkulisch gebauter Mann fällt zu Boden.

Wie ich später erfuhr, hat ein österreichischer Offizier einem sich vordrängenden Zischauer zufällig seinen Säbel durch den Leib gerannt. Zwei Tage später wurde der Verblichene, Oepersänger Ibelherr, als ehemaliger bayrischer Kavallerietrompeter, von den Oesterreichern mit militärischen Ehren beflattet. Als die üblichen drei Gewehrsalven über dem Grabe verpufft waren, hörte ich einige Schritte vor mir ein krampfhaftes Weinen und erkannte in der Tiefbetäubten Fräulein Schnaidtinger. Als sich

mein Staunen über ihre vollständige Metamorphose gelegt hatte, stellte ich mich während der langathmigen Grabreden so, daß sie mich sehen mußte. Unter Thränen lachend sprang sie auf mich mit den Worten zu: „Uj jegerl, der Krampus!“ Die auffallend feine gefleide „Banditenbraut“ erzählte mir, daß sie glücklich verheirathet sei und stellte mir freudestrahelnd ihren fünf- bis sechs-jährigen Sprößling vor.

Am Abend bewunderte ich sie als Abigail in Verdi's „Rabucco“.

* * *

Die lärmenden Tage des Einzugs der Truppen nach dem französischen Feldzug waren vorbei und München laborirte an dem unausbleiblichen Festivitätskagenjammer.

Ich saß unter den Arcaden im Café Tambosi und bewunderte die Rottmann'schen Frescolandschaften des sonnigen Italiens, welche für mich umso mehr Interesse haben, weil ich fast all' ihre Originale aus eigener Anschauung kenne.

Den idealen Genuß störte die realistische Erscheinung eines Bekannten, Namens Schönchen. Er war seines Zeichens Ministerialbeamter und schlachtete in seinen müßigen Stunden, deren die bayerischen Ministerialbeamten seit 1870 sehr viele haben, Säger

und Schauspieler ab, das heißt ohne Metapher gesprochen, er war mit Respekt zu melden Rezensent.

Nach den gewöhnlichen Konversationspräliminarien, nahm er als echter Münchner zuerst die auf aschgrauem Fließpapier gedruckten „Neuesten Nachrichten“ zur Hand und fragte mich plötzlich, ob ich eine Sägerin Namens Hain-Schnaidtinger kenne. Auf meine Bejahung zeigte er mir ihren Namen in der Sterbeliste des Krankenhauses. Wir beschloßen, uns nach der Stunde ihres Begräbnisses zu erkundigen, die wir vergebens in den „Neuesten Nachrichten“ suchten, und fuhren statt, wie es projektirt war, nach Harlaching zu Claude Lorrain's Monument, nach dem Krankenhaus. Der Verwalter blätterte in seinem Buch und sagte mit geschäftsmäßiger Kälte: „Die verstorbene Frau Hain-Schnaidtinger hat weder Sarg noch Begräbnis und wird morgen früh im Kollektivwagen nach dem südlichen Friedhof verbracht, weil sich niemand dazu meldet.“

Wir bestritten Sarg und Begräbnis und geleiteten sie zu Grabe.

Vielleicht hat sie der Zufall zur ewigen Ruhe an der Seite ihrer ersten Liebe, des gerichteten Raubmörders, gebettet.

Dr. Max Trautl.

Weltausstellungsbrieje.

VI.

(Die Kunst auf der Ausstellung. — Betrachtungen über das Wesen der Kunst als Einleitung. — Die französische Malerei der Neuzeit. — Schreckensszenen und nackte Weiber. — Der moralische Niedergang der Kunst und die „gebildete“ Gesellschaft.)

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben für einen Schriftsteller, über Kunst und Kunstindustrie zu berichten, wenn er es ernst meint und sich nicht darauf beschränkt, katalogsmäßig alle einzelnen Kunstwerke aufzuzählen. Zu letzterem habe ich in diesen Briefen keinen Raum, auch ist der Nutzen solcher Beschreibungen, besonders bei Gemälden und Statuen, ein sehr problematischer. Man kann wohl das Sujet des Dargestellten näher beschreiben, aber wie die Ausstellung ausgeführt und welche Wirkung sie unmittelbar auf den Beschauer hat, das einem Fremden und Nichtanwesenden klar zu machen ist fast unmöglich. Jedes Kunstwerk hat eine Gesamtwirkung, die unmittelbar empfunden werden will und die auf den einen diesen, auf den andern jenen Eindruck macht. Wollte ich nun in dieser Beziehung über jedes hervorragende Bild ein Urtheil niederschreiben, so würde der Leser eben nur meinen persönlichen Geschmack kennen lernen. Das kann aber unmöglich der Zweck dieser Briefe sein. Eben weil man als Berichterstatter seine persönlichen und nationalen Sympathien möglichst außer Spiel halten muß, ist die Berichterstattung so schwierig. Gottlob gibt es aber in der Kunst gewisse Präparate und Grundsätze, die überall anerkannt werden und einen Maßstab zur allgemeinen Beurtheilung der Kunstwerke geschaffen haben.

In weiten Kreisen, die nicht direkt mit Künstlern in Verbindung stehen und dem Studium der Kunst fremd sind, glaubt man vielfach, es handle sich in der Kunst lediglich um eine Geschmacksache. Was zufällig die Majorität für schön hält, das sei faktisch schön. Wenn sich sämtliche Künstler zu dieser Ansicht bekennen würden, würde die Kunst gar bald zu einem einfachen Handwerk, welches man erlernen kann, herabsinken. Die Quelle neuer Ideen und Anschauungen würde versiegen und der jetzt herrschenden reichen Mannigfaltigkeit würde schreckliche Monotonie und Langeweile folgen. Nicht mit Unrecht bezeichnet man Malerei, Skulptur, Musik und Poesie als „freie“ Künste, frei in des Wortes ureigenster Bedeutung, frei von jeder menschlichen Vorschritt, frei von jeder Tendenz, die praktischen Zwecken in unserm sozialen und politischen Leben dienlich sein könnte, frei von jeglicher Demuth seitens des Künstlers vor der Autorität größerer Kollegen oder gelehrter Kunstkritiker und endlich auch „frei“ gegenüber der öffentlichen Meinung. Das alles deshalb, weil die Kunst nicht auf bloßer Technik, die man mit Mühe und Fleiß erlernen kann, beruht, sondern unmittelbar der individuellen Anschauung entspringt. Die alten Griechen bezeichneten die Stimmung, aus welcher der Künstler heraus schafft, mit dem Worte Enthusiasmus, welches soviel wie Gottbegeisterung bezeichnet, genauer übersetzt heißt enthusiastisch sein: des Gottes voll sein! Nach dieser poetischen Auffassung dichtet, malt und skulptirt nicht der sterbliche, fehlervolle Mensch im Künstler, sondern ein ewiger, niemals irrender Gott, welcher sich die sterbliche Hülle eines Menschen zum zeitweiligen Aufenthalt erkoren hat.

Und haben wir nicht alle einen „Gott“ in uns, der sich in der uns angeborenen Liebe zur Wahrheit vornehmlich dokumentirt? Und entspringt derselben nicht die beziehungsvolle Opferfreudigkeit für das, was wir als „wahr“ erkannt zu haben glauben? Freilich diese Liebe zur Wahrheit wird auch bei uns allen unzählige Male — absichtlich und unabsichtlich — verleugnet und prostituiert, wenn sie unserm materiellen Wohlfühlen zu schaden droht, und es ist leider Gottes wahr, daß die größte Anzahl der Menschen, sobald sie ihre Jugendzeit hinter

sich haben, gewohnheitsmäßig ihre eigene Stimme im Innern über-täuben und schließlich garnicht mehr hören. Es ist eben bequemer, vom Strome der öffentlichen Meinung und gesetzmäßig festgestellten „sittlichen“ Ordnung fortzuschwimmen als fortwährend durch geheime Vorwürfe geplagt zu werden, bald dies, bald das der Wahrheit zuliebe zu thun, ohne dafür materiell belohnt zu werden.

Nun, weil eben die Majorität die Neigung hat, sich träge zusammenzuschließen, ist es um so erfreulicher, daß es immer Menschen gegeben hat, die mit der heißen Liebe zu dem, was sie für wahr erkannt haben, auch einen rücksichtslosen Willen und freudigen Opfermuth verbunden haben, und unter diesen waren und sind wieder welche, die von der Natur mit den größten Geistes- und mechanischen Fähigkeiten beschenkt sind und einen scharfen Blick für die Bedürfnisse, Freuden und Leiden der Menschen haben. Solche Leute hatten oder haben „Genie“, wie man sich ausdrückt. Da aber diese Genies doch immer Menschen bleiben und unter der Unvollkommenheit und Einseitigkeit der menschlichen Verhältnisse zu leiden haben, so können sie nicht nach allen Geistesrichtungen hin gleich stark wirken. Deshalb gibt es Genies in der Politik, in der Wissenschaft, in der Philosophie und Religion und auch in der Kunst, jeder eben unter ihnen ist der großen Menge vorangeschritten und hat scheinbar aus göttlicher Inspiration heraus Menschen und Dinge in höherer Vollendung gesehen, als sie zu seiner Zeit waren. Aber diese „göttliche Inspiration“ beruht wesentlich darauf, daß der Betreffende, ausgerüstet mit ungewöhnlichen Fähigkeiten, sich seinem Wahrheitsstriebe ganz und voll hingeeben hat, nur in und für denselben lebt und nach seinem Sinne die unvollkommene Welt zu reformiren strebt. Es ist ihm dieses Reformirwert zum innersten Bedürfnis geworden, er kann dafür hungern, dursten und gefoltert werden und bei jedem neuen Schmerz wächst nur der Trost in ihm, seinen Willen durchzusetzen. Er ist ein Prometheus, der gegen die zwar schließlich vergänglichsten aber doch sehr zähen Sagenen der vereinigten menschlichen Gesellschaft ankämpft. Auf allen andern Gebieten, außer dem der Kunst, kann man unzählige Beispiele des Märtyrertums deutlich bezeichnen: Christus und Luther, Baco und Galilei, Cola Rienzi, Savonarola, Robespierre u. Ihr Wirken hat so unmittelbar in das öffentliche und materielle Leben der Menschen eingegriffen, daß jeder nicht todtblinde und taube Mensch unmittelbar von ihren Leiden und Leben Kenntniß nehmen mußte.

Anders verhält es sich mit der Kunst. In dem Reiche der Museen wird weder von Geld und Gut, weder von politischen Rechten noch von philosophischen und religiösen Wahrheiten gesprochen, sondern hier handelt es sich um die Frage, was ist schön, was ist erhaben? Es wird gewissermaßen ein höchstes Vorbild der Form und der Geistesstärke gesucht, ein höheres als das, was wir gewöhnlichen Menschen für das höchste anerkennen. Das künstlerische Genie sieht in die Zukunft, es erblickt eine andere schönere Welt, eine, die wir uns nicht träumen lassen und die vielleicht erst nach 10,000 Jahren zur Wahrheit wird, der Künstler lebt und dichtet in dieser, und die öffentliche Meinung sagt meistens von ihm: „Er ist ein Schwärmer, ein Mensch, der keine Ruhe findet, ein Plagegeist, der sich nicht zufrieden geben kann“ und solche allerliebste Benennungen mehr, bis er dann plötzlich ein Kunstwerk geschaffen hat, das uns blendet, bestrahlt und — wir wissen selbst nicht weshalb — mit Entzücken erfüllt. So vielfel die gebildete und jugendliche Welt Deutschlands in einen Taumel der Begeisterung, als Klopstock's „Messias“, Schillers „Räuber“ und Goethes „Götz“ erschienen. Aber nur wenige waren sich klar, welche Macht ihr Herz im tiefsten Innern erschütterte. Wir Nachlebenden wissen es jetzt, jene drei genialen Dichter hatten in die Zukunft gesehen, sie hatten edlere Freiheitsgefühle und Ideen in sich aufgenommen und sie mit Flamme geschrieben in ihre

Dichtungen geschrieben. Die Begeisterung des Dichters brannte in ihrem Werke und übertrug sich auf die große Menge.

Aber nicht jeder genial angelegte Mensch erringt solche plötzliche Erfolge, seine Kraft und Fähigkeit ist nicht groß genug, seine glühende Begeisterung so in sein Werk ganz hineinzuzeigen, daß jeder sie herausfühlt, er gewinnt im besten Falle nur einen kleinen Kreis von Verehrern, der sich erst allmählich vergrößert. Daher kommt es so häufig vor, daß erst die Nachwelt das wieder gut macht, was die Mitwelt absichtslos verschuldet hat. Wie oft kommt es vor, daß der Künstler längst verhungert, verdorben und gestorben ist, wenn seine Werke anfangen bekannt und bewundert zu werden. Wollen wir darüber wehklagen und seine Zeitgenossen der Hartherzigkeit und Verstocktheit gegen sein Genie anklagen? Das letztere wäre höchst unrecht, denn was können die Zeitgenossen dafür, daß des Künstlers Kunst nicht groß genug gewesen ist, sie plötzlich zu begeistern und zu seinem Schönheitsideal zu bekehren? Unser Mitleid nützt auch dem Verstorbenen nicht viel, aber eins können wir aus den Lebensgeschichten dieser stillen Märtyrer lernen: Wir sollen nicht rücksichtslos über das Kunstwerk eines Zeitgenossen, das unserer Gang und geben Anschauung von Schönheit und Geschmack nicht ganz entspricht, absprechen, zumal wenn wir merken, daß der Künstler sich durch keinerlei Verlockung von seinem eignen Weg abbringen läßt, wenn er lieber hungert und durstet, als anders „dichtet“ oder „malt“. Wer weiß, ob unsere Anschauung nicht bald sich zu seinen Gunsten ändert, wenn sich unsere jetzigen Verhältnisse ändern, über die er sich im Geiste schon weggesetzt hatte. Und andererseits können wir lernen, daß wir vorzüglich und mißtrauisch jene Künstler beurtheilen müssen, die sich gleich vom Beginne ihrer öffentlichen Laufbahn an der öffentlichen Kunst und Bewunderung erfreuen. Nicht jeder von ihnen ist ein Goethe, ein Klopstock, ein Schiller, sondern viele räudige Schafe sind darunter, die jedes eigne Streben, jede eigne Anschauung unterdrückt oder verlernt haben und dem Publikum zum Gefallen malen und dichten. Auch diese können erst unparteiisch von der Nachwelt gerichtet werden, welche sie nur selten zu den Genies zählt. Meistens lautet das Urtheil: Er frühnte dem Tagesgeschmack, er buhlte um die Gunst des verständnißlosen Publikums, ist aber sehr reich dabei geworden.

Diese Einleitung zu einer Berichterstattung über die Kunstausstellung auf dem Marsfelde ist sehr lang geworden, scheinbar zu lang für das, was ich jetzt noch über das eigentliche Thema zu sagen habe. Aber ich bitte den Leser inständig, sie nicht zu überschlagen, denn durch das, was ich in ihr ausgesprochen habe, gedente ich mein Urtheil über den Fortschritt oder Rückschritt in der Malerei und Sculptur der verschiedenen Völker zu begründen und zwar so kurz als möglich. Ich habe später noch über so vieles zu berichten, um meine Schilderung der Weltausstellung zu einer vollständigen zu machen, daß ich mit dem mir zugewiesenen Spaltenraum ökonomisch umgehen muß.

Fast alle europäischen Völker, Deutschland nicht ausgeschlossen, haben Gemälde auf die Ausstellung geschickt, jedem derselben sind ein großer und zwei kleinere Säle zur Verfügung gestellt, nur die Franzosen haben sich 5 bis 6 große Salons reservirt und die Wände derselben von oben bis unten mit Bildern vollgehängt. Es ist eine beträchtliche Anzahl und vollständig genügend, um nach dieser Ausstellung den Stand der französischen Malerei in der Jetztzeit zu beurtheilen. Im Vergleich mit den andern Völkern muß man völlig zugestehen, daß die Franzosen in Zeichnung und Malerei, also in der Technik, mit den ersten Rang einnehmen. Pfsucherei sieht man nicht viel, überall offenbar sich größter Fleiß und Geschicklichkeit in der Farbengebung. Dieses Lob soll ihnen nicht vorenthalten werden, da wir in anderer Beziehung so manches an ihren Bildern auszuweisen haben. Es ist vornehmlich der allgemeine Eindruck, den der französische Künstlerjalon bei Nichtfranzosen hervorruft und der außerordentlich fremdartig berührt. Es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß jedes dritte Bild eine Schreckensszene, jedes vierte ein nadendes Frauenzimmer darstellt. Im ersten Genre thun sich die berühmtesten Historienmaler Frankreichs, Robert Fleury, Laurens, Cabanel u. c., besonders hervor, mit unerhöplicher Neugierde blättern sie immer wieder in dem Buch der Geschichte und suchen nach den schändlichsten Sühnsalen in Menschengestalt, nach den furchtbarsten Verirrungen, in welche die Menschen verfallen, um dieselben im Bilde zu glorifiziren. Glorifiziren? Nein, das ist ein schlechter Ausdruck, denn ich nehme zur Ehre der Maler an, daß sie in einem Nero, welcher sich an den Qualen eines Vergifteten weidet, einem Inquisitor, der unschuldige Juden lebendig verbrennen läßt, oder einem Tyrannen, der zu seinem Vergnügen Männer foltern und unschuldige Jungfrauen schänden läßt... keine Ursache der Glorifikation sehen, im Gegentheil, sie wollen durch ein schmachvolles Andenken, welches ihre Bilder hervorruft, die Tyrannen gewissermaßen post festum bestrafen. Aber das letztere ist doch nur Vorwand, denn die Art und Weise, wie die Bilder gemalt sind, läßt leider deutlich genug erkennen, daß sie nicht ernstlich zu Gericht über die Abscheulichkeiten verthierter Menschen sitzen, die historischen Vorgänge sind ihnen nur ein bequemer Vorwand, um überhaupt nervenanreizende Szenen darzustellen. Und zu welchem Zweck? Ist es wirklich ein edles Gefühl, welches in dem Beschauer erwacht, wenn er jemanden abgebildet sieht, der sich in Folterqualen windet oder bei lebendigem Leibe gekreuzigt und von Geiern angegriffen wird? Kommen uns erhabne schöne Gedanken, wenn wir schöngeformte, reizende Mädchengestalten auf einem orientalischen Markt wie Vieh

untersuchen und verschachern sehn? Ich bezweifle das und bin auch der Ueberzeugung, daß die Maler solcher und vieler ähnlicher Szenen nicht voraussetzen, die Beschauer in edler Weise begeistern zu wollen. Es erwachen wohl die bessern Gefühle des Mitleids und des Abscheus in uns, aber selbst diese haben in unserer Zeit, wo Tyrannei und orientalischer Despotismus doch, gottlos, bedeutend abgeschwächt sind, kaum mehr Berechtigung. Wir sagen uns einfach: früher konnten solche Grausamkeiten und Gemeinheiten vorkommen, jetzt sind wir sicher vor ihnen. Weshalb also Abscheu und Mitleid vor weislos gewordenen Schemen vergeuden und uns selbst unbehaglich stimmen, zumal wir in unserm täglichen Leben genug des Elends anderer Art haben. Wenn wir im Reiche der Kunst umhergehen, wollen wir uns im Kampfe um's Dasein ein wenig erholen oder uns erfrischen an herrlichen Vorbildern und Idealen der Künstler. Was sollen uns also diese aus dem Moder der Geschichte hervorgeführten Schändlichkeiten?

Run, wenn immer und immer wieder hier in Frankreich solche Bilder gemalt werden und das Publikum sich darnach drängt, sie zu sehen, so muß doch wohl noch irgend ein anderer Reiz in ihnen liegen, und dieser Reiz besteht in einem Appell an diejenige Seite der menschlichen Natur, die insgemein die bestialische, resp. thierische genannt werden kann. Der Mensch ist ein wunderliches Gemisch aus Edlem und Gemeinem, seine Empfindungen und Begierden streben bald nach dem Guten, bald nach dem Schlechten, er ist „halb Engel, halb Thier“, und so sehr sich auch die besten unter uns bemühen, das Gemeine und die unlauteren Gefühle und Begierden abzuschütteln, es gelingt ihnen niemals ganz. Neundneunzig Verlockungen widersteht der Gute oft und bei der hundertsten fällt er in „Schwachheit des Fleisches“, wie die Bibel sehr wahr sagt. Bei einigen ist es die Geldsucht, welche sie verleitet, ihren Ueberzeugungen untreu zu werden, bei andern sind es Hohn und Troß, die zu Ungerechtigkeiten anspornen, wieder bei andern die Trägheit, die das Elend der Menschenbrüder gleichgiltig mit ansehen kann und die sich sogar daran so sehr gewöhnen, daß sie es ganz natürlich finden, wenn sie materiell sich auf Kosten anderer, die unglücklich sind, wohl befinden. Es schlummern aber vornehmlich in uns allen gewisse sinnliche Begierden, die sich so steigern können, daß sie Ursachen der abscheulichsten Grausamkeiten werden können. Ich spreche nicht von der gesunden geschlechtlichen Lust, die einem normalen Menschen wohl ansteht, ich spreche von der Ausartung derselben, die sich in unnatürlichen Lastern, Schadenfreude und Grausamkeit häufig genug Luft gemacht haben. Sie treten ein — es ist geschichtlich und wissenschaftlich beglaubigt — wenn der Mensch nicht alle seine Fähigkeiten, Sinne und Geistesbestrebungen gleichmäßig ausbildet. Solch ein Mensch ist wie eine Pflanze, der von drei Seiten Licht und Luft fehlen und die nun nach der vierten Seite hin geil emporstiebt. Hier in Paris kann man Studien in dieser Beziehung machen, wenn man die reichen, verzögerten Mutterköhnen, die seit ihrer Geburt die lieben langen Tage nichts zu thun gehabt haben, mit ihren Maitressen und Kofotten umherspazieren sieht und hört, wie sie sich körperlich in einem ausschweifenden Leben zugrunde richten. Laßt uns nicht zu streng über diese Menschen aburtheilen. Ihre Eltern haben sie zum Müßiggang erzogen, niemals sind sie ernstlich dazu angehalten worden, sich geistig oder mechanisch zu beschäftigen, und die Folge war, daß sie mit desto größerer Lebenskraft sich auf die Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden warfen. So taumeln sie von Tag zu Tag mehr in die thierische Natur hinein und werden bereits im frühesten Mannesalter abgelebte Lustlinge. Solche Leute waren es, die im alten Rom die Gladiatorenspiele abhalten ließen und die gesunde Masse des Volkes ankränkelten. Die bestialische Natur entwidelt sich immer mehr und wie Raubthiere müssen auch solche Menschen schließlich Blut sehen, um noch etwas wie Lebenslust und Lebensfreude fühlen zu können. Und je abgestumpfter ihre gerüttelten Nerven werden, desto mehr verlangen sie nach schändlicherer Augen- und Ohrenweide. Die schmerzverzerrten Züge der Gefolterten, das Angstgeschrei unschuldiger Verfolgter und Geschändeter ist ihnen zum höchsten Genuß geworden, alle Liebe und alles Streben nach Wahrheit und Edelmut ist in ihnen gestorben.

Ich komme wieder auf die von französischen Malern zahlreich angefertigten Darstellungen von Grausamkeiten zurück und frage noch einmal, welchen Reiz können dieselben auf das ganze Publikum ausüben? Man halte mich nicht für einen philisterrhaften, einseitigen Sitten- und Tugendprediger, wenn ich antworte, daß dieser Reiz im Kitzel unserer bestialischen Natur beruht. Ach, wir lassen uns alle sammt und sonders gern einmal von dieser Seite anreizen, wir sind nicht in jedem Augenblick so stark und aller unserer Sinne mächtig, um bei der Verlockung ruhig zu bleiben oder uns fallblütig abzuwenden. Hätte die Sünde nicht einen geheimen, undefinirbaren Reiz, es gäbe keine mehr auf Erden, das ist sicher. Wir haben uns noch nicht ganz aus der thierischen Natur herausgearbeitet und, wenn wir vor einem Bilde der erwähnten Sorte stehen, so regt sich etwas in uns wie Wollust, grausame Lust und Schadenfreude. Es ist gut, sich das selbst offen zu bekennen und uns nicht selbst zu betrügen, indem wir uns einbilden, nur von „sittlichem Abscheu“ oder Bewunderung vor des Malers Talent erfüllt zu sein. Was die letztere betrifft, so haben nur wenige ein wirklich maßgebendes Urtheil und eine richtige Erkenntniß, ob der Künstler besser oder schlechter gemalt hat. Wie gewöhnlich ist es, daß vortrefflich gemalte Darstellungen langweiliger Vorgänge und Personen gleichgiltig vom Publikum übersehen werden, während interessante

Leben. Als die Ausbreitung im römischen Imperium größere Dimensionen annahm, nahm die christliche Hierarchie, die bereits alle Laienelemente aus der Kirchenverwaltung ausgeschlossen, die Amtssprache des Westreiches an, und so entstand im Jahre 391 die lateinische Messe. Der Trost der Sterbenden, die letzte Delung genannt, datirt seit 550. Der Lockerung der Glaubensbände, die als natürliche Folge nach dem Aufhören der Christenverfolgung eintrat, trat im Jahre 593 das Dogma „von den Qualen des Fegefeuers“ energisch entgegen und ebnete die Wege dem im Jahre 1000 eingeführten Heiligentuluss und füllte den Ablastkasten, mit dem man seit 1119 bis auf den heutigen Tag (siehe Peterspfennig) haust. Um die bereits nach Tausenden zählende Priesterschaft dem Staate und der Familie zu entfremden, führten die schlaunen Päpste das Cölibat im Jahre 1015 ein. Seit 1200 wird den Gläubigen die Hostie in einer Konstranz gezeigt. Seit 124 hielt die Inquisition Vorlesungen über Toleranz, mit praktischen Demonstrationen an Kad und Scheiterhaufen, und damit die Denunziation wirksamer sei, erfand der Pontifex Maximus im Jahre 1215 die moralische Polizei, Ohrenbeichte genannt. Die Reformation rief eine Stodung in der Dogmenfabrikation hervor, und der Mehlthau auf der Menschennat, die Jesuiten, schienen sie ganz überflüssig machen zu wollen. Erst im 19. Jahrhundert nahm die alte Firma ihre Thätigkeit wieder auf und proklamirte im Jahre 1854 „die unbefleckte Empfängniß“ und 1870 „die Unfehlbarkeit des Papstes“.

Dr. M. T.

Arztlicher Briefkasten.

Oehringen. A. L. Gegen überbleibenden Fußschweiß ist fleißiges Baden und Waschen der Füße das Zweckmäßigste. Sie waschen doch jeden Morgen Ihr Gesicht und die Hände, — warum nicht auch die Füße? Befolgen Sie also unsern Rath, tragen Sie, nachdem die Füße durch das Waschen und nachherige Abreiben gehörig abgehärtet worden sind, nicht zu warme Fußbekleidung, und wenn Sie noch ein übriges gegen das Wundwerden der Füße thun wollen, so bestreichen Sie dieselben mit dem in jeder Apotheke käuflichen Salicylsäurestreupulver. — Wenn Sie nachts einen ruhigen Schlaf haben, und es stellt sich trotzdem im Sommer auch gleich nach dem Mittagstische bei Ihnen Schläfrigkeit ein, so ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie der Natur ihre Rechte lassen und ein viertel Stündchen „nicken“. Ein ein- bis mehrstündiger Schlaf in voller, ungelodeter und beengender Kleidung ist dagegen entschieden nachtheilig. Ebenso werden diejenigen, welche des Nachts nicht mindestens sechs Stunden ruhig schlafen können, gut thun, keinen Mittagschlaf zu halten, um dadurch die Nachtruhe zu verlängern.

Oggersheim. R. M. Unsere Ansichten über Kinderernährung müßten Sie doch nun allmählich kennen! Trotzdem aber fragen Sie, ob Sie der Kuhmilch gewöhnlichen Zuder zusetzen und sie mit Fenchelthee verdünnen sollen. Der gewöhnliche Zuder erregt leicht Säure, und deshalb, sowie um die verdünnte Kuhmilch der Muttermilch ähnlicher zu machen, setzt man Milchzuder zu, denn die Muttermilch enthält nur letzteren. Der Milchzuderzusatz schwankt je nach dem Verdünnungsgrade der Milch. Sind Sie sicher, reine und unverfälschte Milch aus der Hand des Händlers erhalten zu haben, und verabreichen Sie dieselbe vom 4. bis 5. Lebensmonate ab nur wenig verdünnt, so werden zwei Theelöffel voll Milchzuder zu etwa zwei Tassenöffeln voll Milch gesetzt. Man löst dieses Quantum in etwa einem halben Tassenlopf voll abgekochten, heißen Wassers auf und setzt diese Lösung zur Milch, — nicht umgekehrt, die Milch zur Lösung! Bei jüngeren Kindern, von 2 bis 3 Monaten, ist das gleiche Quantum zu 1 bis 1½ Tassenlopfen voll Milch angezeigt; bei Neugeborenen (bis zum 1. Monat) dasselbe Quantum zu einem halben Tassenlopf voll Milch, welche letztere bis zum Ende der 4. Woche allmählich bis auf einen vollen Tassenlopf gesteigert wird. Mit Fenchelthee verdünnen nur die alten Großmütter und solche Kinderfrauen die Milch, welche keinen Begriff von der rationellen Ernährung eines Kindes haben. Jede vernünftige Mutter bedient sich des abgekochten Wassers. Man meint, durch den Fenchelthee die Leibschmerzen zu beschwichtigen. Woher kommen denn aber die Leibschmerzen beim Kinde? Doch nur durch unvernünftige Ernährung oder durch die bei derselben vorkommenden Fehler, wie z. B. zu fette Kuhmilch; säuerlich gewordene Milch infolge von mangelnder Reinlichkeit der Trinktöpfe; Zusätze von dem leicht gährungs-fähigen Rohrzucker u. s. w. — Das Nestlé'sche Mehl ist im Verhältnis zu unserer Kuhmilch zu theuer, es kann und darf nur ein Nothbehelf für Ausnahmefälle sein.

Meerane. M. J. W. Wenn Sie am Bronchialkatarrh leiden, so unterlassen Sie das Tabakrauchen. Namentlich sind feuchte, also schlechter brennende und deshalb die Lungenthätigkeit mehr in Anspruch nehmende Cigarren entschieden nachtheiliger, als abgetagerte.

Inhalt. Eine Seereise und eine Auswanderung, von Dr. Ad. Douai. (III.) — Ein Dichter aus dem Volk und für das Volk, von H. Bitterklee. — Blumen — ein Symbol der Liebe, von Hugo Sturm (Schluß). — Im Jizack, von Dr. M. Trausil. — Westausstellungsbriefe. (VI.) Die Mopsfledermaus (mit Illustration). Die drei Eren (mit Illustration). Wandlungen der Christuslehre. Arztlicher Briefkasten. Redaktionskorrespondenz.

Pro lectore. Eine nicht geringe Anzahl von Korrespondenten, welchen wir weder öffentliche, noch private Auskunft ertheilen, weil wir es nicht mit den Grundsätzen der Wissenschaft vereinigen konnten, auf Grund ungenügender und ganz subjektiver Ansichten der Briefschreiber über ihre eigenen Krankheiten Rath zu ertheilen; ferner solche Geschlechtskranke, welche in der ungestümsten und zudringlichsten Weise, trotz unserer Ablehnung, öffentliche Aufschlüsse über ihr Leiden haben wollen, endlich solche, welche z. B. Donnerstags einen Brief an die Redaktion senden und so naiv sind, in der nächsten Sonntagsnummer eine Antwort zu finden, während doch mindestens 14 Tage bis 3 Wochen zur Herstellung einer Nummer der „Neuen Welt“ nöthig sind, werden in ihren an die Redaktion d. Bl. gerichteten Zuschriften höchst ungemüthlich und klagen über Vernachlässigung zc. Als Antwort auf solche Zuschriften, die ohne weiteres in den Papierkorb wandern, diene Folgendes: Schreiber dieses hat weder der Redaktion d. Bl. noch sonst jemand gegenüber die Verpflichtung übernommen, alle an dieselbe, mit der Bitte um ärztlichen Rath, gerichteten Briefe zu beantworten. Das wäre undenkbar; denn woher sollte er wohl die Zeit nehmen, mit tausenden von Kranken, die ihn zum Theil mit den widerwärtigsten Fragen belästigen, zu korrespondiren. Als Beispiele für die Naivetät vieler führen wir an, daß uns „ein Sozialist in London“ fragt, ob es uns schon vorgekommen sei, daß eine Frau Eier lege, und daran knüpft dieser einfältige Mensch die Behauptung, daß dies bei seiner Frau stattfände! Ein biederer Chemnitzer wünscht guten Rath zur Beseitigung seiner K-Beine. Einen Hamburger stört das Schnurrbärtchen seiner Gattin und wir sollen dasselbe wegzaubern; — alles das wird selbstverständlich mit Wendung der Post, direkt, ohne oder mit Einfendung einer Revolvergroßschmarke verlangt. Auch wenn letztere beiliegt, halten wir uns nicht zur Antwort verpflichtet, einestheils aus Mangel an Zeit, denn zur Bezahlung eines Stenographen, den wir anstellen müßten, wenn wir jedem eine Antwort ertheilen wollten, reicht keine Großschmarke hin, und wir sind nicht so herzlos, dem Stenographen zuzumuthen, unentgeltlich im Interesse der Parteigenossen zu arbeiten; ihn zu bezahlen aber sind wir außer Stande; andernteils aber haben viele Leser ganz eigenthümliche Ansichten über die Grenze, bis zu welcher ein Mediziner, der kein Charlatan sein will, bei der brieflichen Behandlung von Kranken gehen kann. Er muß vieles selbst sehen, um sich ein Urtheil bilden zu können, denn nicht jeder Kranke (auch der Geschlechtskranke nicht, welcher direkten Rath begehrt!) ist in der Lage, seinen Zustand genügend zu beschreiben. Aus diesem Grunde wird z. B. heute die Beantwortung der Briefe von G. F. in Dresden, Fr. Adele S. in Altona, G. M...h in Berlin, G. A...n in Berlin, Grüner in Berlin und S. N. in Rudolstadt abgelehnt. Die drei von denselben eingekamten Großschmarken wurden zur Frankatur einiger Briefe und Karten an sehr arme Parteigenossen verwandt, denen wir Rath ertheilen konnten. Wir haben bisher in dem Letzterten der „Neuen Welt“ nur Humanitätspflichten geübt, Gratisantworten ertheilt, wenn die Art der Anfrage uns dazu in den Stand setzte, event. öffentlich geantwortet, und so soll es auch ferner bleiben.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. H. Kr., R. T. und Genossen. In verschiedenen malen bereits hat die „N. W.“ Abhandlungen über die Einrichtung von Zimmeraquarien gebracht. Sehen Sie sich nur diesen Jahrgang einmal von Anfang bis zu Ende durch! — Frau V. W. Wir werden Ihre Schreiben unserm Mitarbeiter Herrn Rudolf Lavant übergeben und ihn bitten, Sie über die Wahlberechtigung seines Wolfgang Hammer aufzuklären. — W. V. Ihr Gedicht „Die Freiheit“ ist gut gemeint, aber diejenige Weise beizist es nicht, welche es für die „N. W.“ ausnahmsfähig machen würde. — V. R. Ueber den Vegetarianismus werden wir demnächst die Diskussion in der „N. W.“ eröffnen. Ueber die Ernährungsfrage haben mehrere Artikel in diesem Jahrgange der „N. W.“ Belehrung gegeben. Schlagen Sie u. a. die Arbeiten von Alfred Lange nach.

Bassau. v. T. „Die Liebe hat mir das Leben vergiftet, — Der Gram hat mir die Seele zerklüftet, — Nun bin ich ein elend verlorner Mann, — der leben nicht, lieben nicht, sterben nicht kann.“ Sie sind allerdings zu bedauern, — Ihr Schicksal ist eben so schrecklich, als Ihre Verse: mit zerklüfteter Seele und vergiftetem Leben leben zu müssen, ohne leben zu können, nebenbei auch weder lieben noch sterben zu können und elend verloren zu sein — das ist freilich schaurig.

London. Sie werden von der Expedition der „N. W.“ Nachricht erhalten. **Breslau. L. M. B.** Die fraglichen Verse sind von Klopstock und lauten wörtlich: „Bald ist das Epigramm ein Pfeil, — Triff mit der Spitze: — Ist bald ein Schwert, — Triff mit der Schärfe: — Ist manmal auch (die Griechen liebten's so) — Ein klein Gemähd, ein Strahl, gelandt — Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.“

Indianapolis. Buchhändler Franz Goldhaufer. Ihr Wunsch wird von unserer Expedition erfüllt werden. Die versprochenen Berichte werden uns willkommen sein. Ebenfalls Ihr Wochenblatt.

Hamburg. W. L., Pest. Fr. S. und viele andre. An die Prüfung von Novellen und wissenschaftl. Wpse werden wir erst wieder gehen, wenn sich mit den Stichwahlen die letzten Wogen der Wahlbewegung gelegt haben werden.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 5. August.)